

Christian Fleck,
Christian Dayé (Hg.)

Meilensteine der Soziologie

campus

Meilensteine der Soziologie

Christian Fleck ist Professor für Soziologie an der Universität Graz.

Christian Dayé ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Science, Technology and Society (STS) Unit der Technischen Universität Graz.

Christian Fleck, Christian Dayé (Hg.)

Meilensteine der Soziologie

Mit Beiträgen von Matthias Duller, Karina Fernandez,
Johan Heilbron, Andreas Hess, Barbara Hönig, Daniel R. Huebner,
Philipp Korom, Verena Köck, Stefan Laube, E. Stina Lyon,
Stephan Moebius, Carl Neumayr, Frithjof Nungesser, Fran Osrecki,
Andrea Ploder, Dirk Raith, Werner Reichmann, Matthias Revers,
Gisèle Sapiro, Jan Schank, Katharina Scherke, Antonia Schirgi,
Rafael Y. Schögler und Claudia Zimmermann

Campus Verlag
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-51102-3 Print
ISBN 978-3-593-44216-7 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2020 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.dee

Inhalt

Einleitung (<i>Christian Fleck und Christian Dayé</i>)	9
--	---

1830

Das Versprechen der Soziologie (<i>Johan Heilbron</i>)	15
Tyrannie der Mehrheit (<i>Andreas Hess</i>).....	28

1840

Klassenkampf (<i>Christian Fleck</i>)	36
---	----

1850

Materialistische Geschichtsauffassung (<i>Christian Fleck</i>)	49
--	----

1870

Soziale Evolution (<i>Carl Neumayr</i>)	60
---	----

1880

Social Survey (<i>Karina Fernandez</i>)	69
---	----

1890

Übersetzungen und Übersetzen (<i>Rafael Y. Schögler</i>)	81
Department und professionelle Organisation (<i>Christian Fleck</i>)	90
Fachzeitschrift und Bibliografie (<i>Christian Fleck</i>)	102
Masse (<i>Antonia Schirgi</i>)	112

Gemeinschaft versus Gesellschaft, mechanische versus organische Solidarität (<i>Christian Dayé</i>)	121
Selbstmord als soziale Tatsache (<i>Christian Dayé</i>)	130

1900

Ethnozentrismus (<i>Christian Dayé</i>)	139
Individualisierung (<i>Katharina Scherke</i>)	146
Protestantismusthese (<i>Christian Fleck</i>)	155
Soziale Klassifikationen (<i>Frithjof Nungesser</i>)	164
Werturteilsfreiheit (<i>Christian Fleck</i>)	183

1910

Charismatische Herrschaft (<i>Christian Fleck</i>)	193
Chicago School of Sociology (<i>Karina Fernandez</i>)	202

1920

Einstellung (<i>Christian Fleck</i>)	215
Definition der Situation, Self-Fulfilling Prophecy (<i>Claudia Zimmermann und Verena Köck</i>)	224
Entfremdung (<i>Christian Fleck</i>)	232
Seinsverbundenheit des Wissens (<i>Dirk Raith</i>)	244
Hawthorne-Effekt und experimentelles Design (<i>Claudia Zimmermann</i>)	257
Rollenübernahme (<i>Frithjof Nungesser</i>)	264

1930

Enzyklopädien (<i>Christian Fleck</i>)	279
Elite (<i>Philipp Korom</i>)	290
Nicht-intendierte Folgen absichtsgeleiteten Handelns (<i>Barbara Hönig</i>)	299
Anomie (<i>Barbara Hönig</i>)	306
Psychosoziale Folgen der Arbeitslosigkeit (<i>Christian Fleck</i>)	313

1940

Zusammenarbeit und Projekt (<i>Christian Fleck</i>)	325
Bezugsgruppe (<i>Barbara Hönig</i>)	336
Dysfunktion (<i>Christian Fleck</i>)	344
Kulturindustrie (<i>Stephan Moebius</i>)	352
Typologie (<i>Christian Fleck</i>)	366
Kleingruppenforschung (<i>Christian Dayé</i>)	377

1950

AGIL (<i>Christian Fleck</i>)	387
Soziale Rolle (<i>Christian Dayé</i>)	394
Doppelrolle der Frau (<i>E. Stina Lyon</i>)	405
Statistische Signifikanz (<i>Carl Neumayr</i>)	418
Symbolischer Interaktionismus (<i>Daniel R. Huebner</i>)	427

1960

Positivismus und Anti-Positivismus (<i>Andrea Ploder</i>)	438
Etablierte und Außenseiter, insider und outsider (<i>Barbara Hönig</i>)	447
Matthäus-Effekt (<i>Barbara Hönig</i>)	456
Präventivwirkung des Nichtwissens (<i>Christian Dayé</i>)	463
Interaktionsordnung (<i>Stefan Laube</i>)	469
Strukturwandel der Öffentlichkeit (<i>Matthias Revers</i>)	477
Soziale Konstruktion der Wirklichkeit (<i>Werner Reichmann</i>)	483
Modernisierungstheorie (<i>Christian Dayé</i>)	489
Kalter Krieg und Forschungsethik (<i>Christian Dayé</i>)	500

1970

Modellierung sozialen Handelns am Beispiel der Segregation (<i>Christian Fleck</i>)	510
Statistik-Software (<i>Carl Neumayr</i>)	517
Ethnomethodologie (<i>Jan Schanké</i>)	526

Soziales Feld (<i>Gisèle Sapiro</i>)	533
Historisch-komparative Soziologie (<i>Matthias Duller</i>)	551
Laborstudien (<i>Werner Reichmann</i>)	564

1980

Habitus (<i>Matthias Revers</i>)	574
Soziale Netzwerke (<i>Philipp Korom</i>)	585
Theorie sozialer Systeme (<i>Fran Osrecki</i>)	594
Zeitdiagnosen (<i>Fran Osrecki</i>)	604

1990

Neue Kulturosoziologie (<i>Matthias Revers</i>)	611
Neue Wirtschaftssoziologie (<i>Philipp Korom</i>)	620
Soziale Mechanismen (<i>Matthias Duller</i>)	629
Über die Autorinnen und Autoren	646
Personenindex	651
Sachindex	659

Meilensteine der Soziologie: Eine Einleitung

Christian Fleck und Christian Dayé

Warum Meilensteine der Soziologie?

Lehrbücher zur Einführung in die Soziologie wenden sich seit einigen Jahrzehnten vor allem und faktisch ausschließlich an Studienanfängerinnen und -anfänger. Vom breiteren Publikum erwartet niemand, weder Verlage noch Autorinnen und Autoren, dass dort ein Interesse an einer verständlichen und originellen Einführung in die Soziologie bestehen könne. Die beiden Herausgeber des vorliegenden Buches, seine Autorinnen und Autoren, aber auch der Verlag, in dem dieses Buch nun erscheint, waren da anderer Meinung: Wir alle argwöhnten, dass es neben jenen, die für ihren Studienanfang ein gut lesbares Einführungswerk suchen, auch andere geben mag, die gern etwas über die Entwicklung der Soziologie seit ihrer Erfindung am Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts lesen würden.

Der Einstieg in den reichen Korpus soziologischen Wissens kann auf unterschiedlichen Routen erfolgen. Sieht man von jenen Lehrbüchern ab, die der Leserin eine ganz bestimmte theoretische Perspektive als Soziologie näher bringen wollen (Giddens 1982; Berger und Berger 1994; Elias 2014), und konzentriert sich auf solche, die einen umfassenden Blick auf die Disziplin zu eröffnen beabsichtigen, so findet man eine Vielzahl an Büchern, die sich an soziologischen Forschungsfeldern orientieren (Familie, Religion, Bildung usw.) und jedem ein Kapitel widmen (Giddens et al. 2009; Joas 2007; Prisching 1995; Beck 2017; Ritzer 2018). Daneben findet man solche, die soziologische Theorien in den Vordergrund rücken, diese nach inhärenten Ähnlichkeiten gruppieren – Funktionalismus, Konflikttheorien, Systemtheorien, Evolutionstheorien usw. – und beschreiben (z.B. Turner 2013a, 2013b). Schließlich gibt es noch jene Lehrbücher (v.a. Mikl-Horke 2011; Neckel et al. 2010), die einen starken Fokus auf die Geschichte des Fachs legen und zeigen, dass auf dem Weg durch die Vergangenheit sehr viel an gegenwartsrelevantem Wissen gesammelt werden kann. Nur mit letzterem Typ von Texten tritt der vorliegende in Konkurrenz; zumindest meinen wir, hier eine attraktive Alternative der Darstellung zu bieten.

Am Anfang des vorliegenden Buchs stand der Wunsch, einen einführenden Text zu schreiben, der einen Einstieg in das soziologische Denken über die his-

torische Route, also jene der Fach- und Disziplingeschichte ermöglicht. Dass dabei auf den Begriff des Meilensteins zurückgegriffen werden sollte, war zunächst nicht geplant. Allerdings hatte sich 2011 ein Verlag, der bereits Bände zu Meilensteinen anderer Fachgebiete im Repertoire hatte, an einen von uns mit der Frage gewandt, ob er einen vergleichbaren Band für die Soziologie schreiben könne. Nun ist der Begriff des Meilensteins semantisch ziemlich beladen. Man verbindet ihn eher mit Projektmanagement und Firmenstrategien als mit Wissenschaftsgeschichte. Auf den ersten Blick erscheint der Begriff ungeeignet für eine seriöse historische Arbeit, denn er setzt voraus, was eigentlich erst nachzuweisen ist: dass eine Wissenschaft etwas erreicht, einen Fortschritt erzielt habe. Der Meilenstein-Begriff verleitet daher zu einer Form der Geschichtsschreibung, die die Vergangenheit ausschließlich als Vorstufe der leuchtenden Gegenwart begreift und sich somit den Vorwürfen aussetzt, einem Präsentismus Vorschub zu leisten und Siegergeschichte (*whig historiography*) zu sein. Daher bestand die große Herausforderung darin, den Meilenstein-Begriff vom Marktschreierischen zu befreien und auf eine Art zu wenden, die ihn als Instrument *lege artes* der Wissenschaftsgeschichte rechtfertigt.

Ähnliche Konnotationen sind mit zwei anderen in den Wissenschaften und ihrer Geschichtsschreibung tatsächlich benutzten Bildern verbunden: Seit alters her geistert das Bild des Zwerges, der nur, weil er auf den Schultern von Riesen stehe, weiter blicken könne, durch die Wissenschaftsgeschichte (dank eines Großen der Soziologie, Robert K. Merton, wissen wir nun auch darüber Bescheid, dass dieses instruktive Bild selbst eine merkwürdige Geschichte zu verzeichnen hat). Vom österreichisch-britischen Philosophen Ludwig Wittgenstein stammt die eingängige Formulierung, man müsse die Leiter, auf der man in Höhen hinaufgestiegen sei, in denen man die Welt besser zu überblicken vermag, schließlich unter sich wegstoßen, um die Welt richtig sehen zu können. *Schultern, auf denen Soziologinnen stehen*, oder *Sprossen der Soziologie* wären denkbare alternative Titel gewesen, die wir allein schon deswegen verwarfen, weil sie noch weniger für sich sprechen und deutlich mehr Missverständnisse nach sich ziehen (worauf steht der Wittgenstein Folge Leistende, nachdem er die Leiter umgestoßen hat? Wie kommt der arme Zwerg von einer Schulter auf eine andere? usw.). Sicherlich lässt sich am Wort Meilenstein herumnörgeln, aber ganz blöd ist der Ausdruck nicht, will man darauf beharren, dass die Entwicklung einer Wissenschaft einem langen Weg ähnelt, den spätere Generationen nicht in seiner ganzen Länge selbst abgehen müssen. Dass sie das aber nicht daran gehindert hat und auch künftig nicht hindern wird, an manche seiner Weggabelungen zurückzukehren und die soziale Welt von dieser Stelle aus zu betrachten, dürfte niemanden überraschen.

Was ist ein Meilenstein der Soziologie?

Nach mehreren Sitzungen mit etlichen der nun auch hier als Autorinnen und Autoren vertretenen Soziologinnen und Soziologen verständigten wir uns auf folgende Definition: Als Meilenstein soll gelten, was entweder auf Dauer oder zumindest für längere Zeit die Mitglieder der soziologischen Gemeinschaft (die sich nicht von Anfang an und nicht in allen Ländern zum selben Zeitpunkt als rein akademische gesehen hat) derart »affizierte«, dass jede und jeder genötigt war, das jeweils Neue (eben den Meilenstein) zur Kenntnis zu nehmen. Ob sie ihn nun kritisch ablehnten, (bewusst oder unbewusst) hinnahmen oder erfreut willkommen hießen, ist dabei nicht von Belang. Meilensteine sollten die Richtung, die die Soziologie nahm, oder die Art und Weise, wie man Soziologie betreibt, beeinflusst haben.

Grundsätzlich kamen (und kommen) Neuerungen, die man als Meilensteine beschreiben könnte, in der Soziologie auf drei Ebenen vor: Erstens auf einer begrifflich-theoretischen Ebene, etwa bei Neologismen wie Anomie, Charisma oder Selbsterfüllende Prophezeiung; zweitens auf einer methodisch-forschungstechnischen Ebene, wo etliche Innovationen – etwa die Konzepte der Stichprobe und der statistischen Signifikanz, aber auch die empirische Stadtforschung – von »außen« an die Soziologie herangetragen wurden, während andere – etwa das soziale Experiment, die Kleingruppenforschung oder das ethnomethodologische Krisenexperiment – genuin in ihr entstanden; und schließlich drittens auf einer institutionellen Ebene, was sich etwa in der Gründung von wissenschaftlichen Zeitschriften, der Durchsetzung projektförmiger Forschung oder der Verabschiedung forschungsethischer Kodizes manifestiert.

Dieses Verständnis nimmt dem Meilenstein-Begriff insofern das Präsentistische, als Meilensteine, nachdem sie eine Zeit lang relevant waren, auch wieder von der soziologischen Bühne abtreten können. Der Begriff der Masse etwa erlebte in der mittlerweile rund 200 Jahre andauernden Geschichte der Soziologie zwei Hochkonjunkturphasen, um danach wieder zu verschwinden. Die soziale Rolle wurde von einigen als Kernbegriff und Ausgangspunkt der gesamten Soziologie gehandelt, spielt aber in heutigen soziologischen Forschungen nur mehr eine untergeordnete Rolle.

Weiter gedacht muss es dann auch Meilensteine geben, die hinter uns gelassen zu haben nicht nur unmittelbar von Vorteil war, sondern die aus der geteilten Erinnerung zu eliminieren dem weiteren Fortschritt der Soziologie als Wissenschaft vielleicht sogar zuträglich war. Bleibt man im Bild der Wege, die von Meilensteinen gesäumt sind, und lässt man Weggabelungen zu, dann muss die Kolonne der Soziologie wohl zumindest gelegentlich auch den falschen Weg

eingeschlagen haben. Wie kamen sie aus der selbstverschuldeten Sackgasse wieder heraus? Stellten sie Warntafeln an die Meilensteine, um Nachfolgenden die Wiederholung des falschen Abbiegens zu ersparen?

Denkt man in dieser Weise über Meilensteine nach, so wird einem unmittelbar klar, dass nicht alle in regelmäßigem Abstand am Wegesrand platzierten Wegmarken gleich wichtig waren. Doch wie auswählen?

Welche Meilensteine hat die Soziologie?

Eine Liste der soziologischen Meilensteine ist immer eine Selektion, und subjektive Vorlieben, Überzeugungen und vermutlich Einseitigkeiten fließen unvermeidlich in das Erstellen der Liste ein (vgl. Kaesler 2003). Die Liste, auf die wir uns letztlich geeinigt haben, würde wohl anders aussehen, wenn sie sich an französische oder angloamerikanische Soziologie-Neulinge wendete. Dass man etwa in der US-amerikanischen Soziologie reüssieren kann, ohne die Elias'sche Etablierten-Außenseiter-Figuration, Popitz' Überlegungen zur Präventivwirkung des Nichtwissens oder Luhmanns Theorie sozialer Systeme zu kennen, zeigt sich schnell, wenn man etwa an einem der jährlichen Treffen der *American Sociological Association* teilnimmt. Die hier getroffene Auswahl an Meilensteinen der Soziologie ist insofern ein Ausdruck unserer Wahrnehmung dessen, wovon Soziologinnen und Soziologen im deutschsprachigen Raum Kenntnis haben müssen, um als solche zu gelten. Dass wir dennoch grundsätzlich eine internationale Perspektive einnahmen, braucht, so denken wir, nicht betont werden.

Dass der vorliegenden Selektion zumindest ein gewisser Grad an Objektivität zugesprochen werden kann, liegt vor allem an zwei kontrollierenden Faktoren. Zunächst hatten wir mehrere Arbeitstreffen mit einem Kern von potenziellen Autorinnen und Autoren, die die Auswahl kommentierten und Vorschläge für Ergänzungen oder Streichungen machten. Zweitens lag ein wichtiges Korrektiv in der Definition von Meilensteinen selbst. Aufgenommen wurden nur solche Ereignisse, von denen wir tatsächlich argumentieren und belegen konnten, dass Soziologinnen und Soziologen zu einer bestimmten Zeit nicht an ihnen vorbeikamen und von ihnen Kenntnis nehmen mussten.

Ein weiterer Vorteil unseres Meilenstein-Begriffs ergibt sich in der Form der Darstellung, die er ermöglicht. Die Meilensteine wurden bewusst nicht an Personen (Klassiker oder dgl.) festgemacht. Nationalkulturelle Idiosynkrasien bzw. Bedeutungsanmaßungen sollten vermieden werden; eine »präsentistische« Berücksichtigung von heute für benachteiligt gehaltenen Gruppen, Regionen etc. wurde nicht verfolgt, wohl aber in dem einen oder anderen Fall argumentiert, dass die

Soziologie erst mit Zeitverzögerung auf veränderte Relevanzgesichtspunkte reagierte. Die hier vorgeschlagene Perspektive folgt der Idee der Rezeption: Nicht der Zeitpunkt, an dem etwas das erste Mal formuliert wurde, war ausschlaggebend, sondern es sollte der Zeitpunkt, an dem etwas das erste Mal auf mehr oder weniger deutliche Wahrnehmung innerhalb der Soziologie stieß, den Ausgangspunkt der jeweiligen Abhandlung bilden. Ein Beispiel möge das verdeutlichen: Statt der beliebten Suche nach (möglichst vielen) Frauen in der Soziologie wird das Thema Frauen in der Soziologie dort festgemacht, wo es das erste Mal innerhalb der Soziologie auftrat und Resonanz fand, also z.B. nicht mit Simone de Beauvoirs *Le Deuxième Sexe*, sondern mit *Women's Two Roles* von Alva Myrdal und Viola Klein.

Was sind die Herausforderungen dieser Perspektive? Sich *nicht* an großen Männern und deren Werk entlang zu hangeln, heißt auch, sich des Vorteils, den eine solche Konzeption hat, zu entschlagen: nämlich mit bloß sanften Relevanzkriterien das Gesamtwerk des Klassikers/Autors XY nachzuerzählen. Jeder Meilenstein-Text musste den Anspruch stellen und verteidigen können, tatsächlich ein Meilenstein im oben definierten Sinne zu sein. Der Gewinn dieses strengen Relevanzkriteriums liegt für uns klar auf der Hand. Sich der Frage zu stellen, welche Teile des Œuvres von z.B. Karl Marx, Max Weber oder Robert K. Merton (innerhalb der Soziologie) wenigstens für (oder nach) einige(r) Zeit nachweisbar Folgen hatte, verhalf zu einem erfrischend neuen Blick auf das Fach und seine Vergangenheit.

Wir haben bewusst darauf verzichtet, auch jene Meilensteine aufzunehmen, die in benachbarten Disziplinen zuerst bearbeitet und in die Soziologie importiert wurden und haben dieses Kriterium selbst dann beibehalten, wenn der Meilenstein in der Soziologie eine ein wenig andere Konturierung erfuhr (Funktion, Funktionalismus, funktionale Erklärung, Gender, Non Decisions, Positionsgüter, Rational Choice mögen der Illustration dienen, zu der ebenso ein Großteil des methodischen Werkzeugs der heutigen Soziologie gezählt werden könnte, das bekanntlich in ihr nicht seinen Ursprung hatte: persönliche Befragung, teilnehmende Beobachtung, etc.). Wir haben auch darauf verzichtet, allzu polyphone Meilensteine zu berücksichtigen, wo ein und derselbe Name – von Begriff hier zu sprechen wäre falsch – von einer großen Zahl von Soziologinnen unterschiedlich verwendet, d.h. gedeutet wurde: Macht möge dafür als Beispiel dienen.

Die nachfolgenden Meilensteine sind grob chronologisch geordnet und bedienen sich, so möglich, interner Verweise, um Verbindungslinien zwischen einzelnen Meilensteinen nachzuzeichnen. Sie folgen alle derselben Textstruktur. Auf eine kurze Einleitung (»Für die eilige Leserin«) folgt ein Abschnitt zum *status ante* (»Vorgeschichte«), also zu dem Stand der Dinge, an dem das zu beschreibende Ereignis dann tatsächlich als Neuigkeit firmierte. Es folgt eine Beschreibung des

Meilensteins und seiner Rezeption. Ergänzt wird jeder Text durch eine oder mehrere Boxen, die Zitate aus Originaltexten enthalten, sowie durch eine Zeittafel, die die Chronologie der wichtigsten Ereignisse übersichtlich darstellt.

Besonderer Dank gilt Rainer Götz, der sich der Mühe unterzog, unsere Texte lesbarer zu machen und die vielen kleinen Fehler und Ungereimtheiten zu entdecken, die uns unterliefen. Ebenso danken wir Karen Meehan und Kornelia Kanyo (beide Klagenfurt), die den Entstehungsprozess des Buchs in unterschiedlichen Phasen begleiteten und tatkräftig unterstützten.

Literatur

- Beck, Ulrich. 2017. *Soziologie. Gesellschaft im 21. Jahrhundert*. ZEIT Akademie, 14 Vorlesungen auf 4 DVDs.
- Berger, Peter L., und Brigitte Berger. 1994. *Wir und die Gesellschaft: eine Einführung in die Soziologie – entwickelt an der Alltagserfahrung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Elias, Norbert. 2014. *Was ist Soziologie?* 12. Aufl. Weinheim: Beltz Juventa.
- Giddens, Anthony. 1982. *Sociology: A Brief but Critical Introduction*. Houndsmills: Macmillan.
- Giddens, Anthony, Christian Fleck und Marianne Egger de Campo. 2009. *Soziologie*. Graz: Nausner & Nausner.
- Joas, Hans (Hg.). 2007. *Lehrbuch der Soziologie*. 3., überarb. und erw. Aufl. Frankfurt: Campus.
- Kaesler, Dirk. 2003. Was sind und zu welchem Ende studiert man die Klassiker der Soziologie? In *Klassiker der Soziologie. Bd. 1: Von Auguste Comte bis Norbert Elias*. Hg. Dirk Kaesler. München: Beck, S. 11–38.
- Mikl-Horke, Gertraude. 2011. *Soziologie: Historischer Kontext und soziologische Theorie-Entwürfe*. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Oldenbourg.
- Neckel, Sighard, Ana Mijic, Christian von Scheve, und Monica Tittton (Hg.). 2010. *Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt: Campus.
- Prisching, Manfred. 1995. *Soziologie. Themen, Theorien, Perspektiven*. Wien: Böhlau.
- Ritzer, George. 2018. *Introduction to Sociology*. 4th edition. Los Angeles: SAGE.
- Turner, Jonathan H. 2013a. *Contemporary Sociological Theory*. Los Angeles: SAGE.
- . 2013b. *Theoretical Sociology: 1830 to the Present*. Los Angeles: SAGE.

Das Versprechen der Soziologie

Johan Heilbron

Für die eilige Leserin

Der Neologismus Soziologie, den der französische Gelehrte Auguste Comte (1798–1857) aus einem lateinischen (*socius*, *socialis*) und einem griechischen (*lo-gos*) Wort zusammensetzte, wurde nicht nur von Sprachpuristen abgelehnt. Die neue Wissenschaft der Gesellschaft erschien manchen Zeitgenossen Comtes mangelhaft begründet und zugleich überambitioniert zu sein. Weder fußte sein Vorschlag in der klassischen Tradition der praktischen Philosophie, noch hatte sich sein Verfasser um eine historische Herleitung aus irgendeiner der anderen damaligen Systeme der Moralphilosophie oder des Naturrechts bemüht. Die propagierte neue Wissenschaft schien weder einen klar umrissenen Untersuchungsgegenstand zu besitzen, noch fügte sie sich in die akademische Arbeitsteilung richtig ein, ja im Gegenteil: Comte beanspruchte, all diese Grenzen einzureißen und seine neue Wissenschaft von der Gesellschaft über allen anderen an die Spitze zu setzen. Konzipiert von einem Außenseiter, wurde Comtes Vorschlag nur von wenigen Zeitgenossen geschätzt; keiner hat seinen historischen Erfolg vorausgesehen. Neben dem Umstand, dass Comte der neuen Wissenschaft vom Sozialen den Namen gab, der sich schließlich gegen Konkurrenten durchsetzen sollte, und unabhängig davon, dass Comte als Begründer des Positivismus weit über die Sozialwissenschaften hinaus Beachtung fand, ist er für die Geschichte der Soziologie bedeutsam, weil er der neuen Disziplin auch eine neue Methode der Analyse und Interpretation verordnete, die die fundamentalen Gesetze, die für soziale Phänomene gelten, entdecken können sollte.

Die verwobene Geschichte der Begriffe Gesellschaft, Sozialwissenschaft und Soziologie

Die Vorstellung einer »Gesellschaft« oder »des Sozialen« waren im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts alles andere als etabliert. Die französischen und schottischen

Autoren, die diese Begriffe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verwenden begannen, waren mit den damals üblichen und vorherrschenden Begriffen des Politischen, Moralischen und Wirtschaftlichen unzufrieden; sie schienen ihnen nicht alles abzudecken, worüber sie sich Gedanken machten. Über »menschliche Gesellschaften« als Untersuchungsgegenstand zu sprechen, versprach eine Gleichbehandlung der Menschen. »Gesellschaften« waren Einheiten, deren Mitglieder nicht als Sünder oder Untertanen gedacht wurden, die Gott oder einem Herrscher folgen mussten, sondern sich als miteinander verbundene Kompagnons oder Genossen verstehen konnten, wie es der lateinische Ausdruck *socius* zum Ausdruck bringt; für kleinere Firmen oder Vereinigungen wurde schon länger der Ausdruck »Gesellschaft« benutzt (vgl. Heilbron 1995, Teil 1). Das Eigenschaftswort »sozial« hatte sich in Frankreich ausgebreitet, vor allem nachdem Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) ihm in *Du contrat social* (1762) eine kritische Bedeutung verliehen hatte. Dort argumentiert er, der politische Vertrag zwischen Herrscher und Beherrschten müsse durch einen »sozialen« Vertrag ersetzt werden. Statt die Macht an jemanden abzutreten und im Tausch dafür Schutz zugesagt zu bekommen, würde der neue Sozialvertrag auf der freien Vereinigung von Gleichen beruhen. Das sich herausbildende Vokabular des »Sozialen« verbreitete sich während der revolutionären Jahre, insbesondere als es um den Ausdruck Sozialwissenschaft, *science sociale*, erweitert wurde.

Für Emmanuel Joseph Sieyès (1748–1836), Nicolas de Condorcet (1743–1794) und andere Mitglieder der *Société patriotique de 1789* stand Sozialwissenschaft für eine dringend nötige Wissenschaft des Regierens.¹ Die neue Sozialwissenschaft würde eine umfassende Wissenschaft sein, die verschiedene Unterdisziplinen – vornehmlich Recht, Moral, Wirtschaft – integrieren und als Grundlage für eine angewandte soziale Fertigkeit, eine *art social* fungieren werde, worunter eine Form von öffentlicher Politik verstanden wurde, die sich mit der wissenschaftlich begründeten Verbesserung der Gesellschaft befassen würde. Die Neuigkeit des Ausdrucks Sozialwissenschaft lässt sich daran ablesen, dass es drei Jahrzehnte dauerte, ehe es in angemessener Weise ins Englische als »social science« übersetzt wurde und die »moral science« zu verdrängen begann. Noch länger dauerte es, bis der Ausdruck in die deutschsprachigen Länder gelangte, aber Schritt für Schritt etablierte er sich auch dort (Geck 1963; Pankoke 1970, Claeys 1986).

Der Name »Sozialwissenschaft« wurde höchstwahrscheinlich das erste Mal in der bekannten revolutionären Streitschrift von Sieyès, *Qu'est-ce que le Tiers État?*, Was ist der Dritte Stand? (Sieyès [1789] 1988) verwendet. Der Autor, der Wortneuschöpfungen liebte, experimentierte auch mit anderen Ausdrücken. In nicht veröffentlichten Manuskripten benutzte er spielerisch auch die Worte »Soziolo-

¹ Die Société patriotique war eine der Vereinigungen, die während der Französischen Revolution eine große Rolle spielten. Zur Begriffsgeschichte: Head 1982.

gie« und »Sozialismus«; diese Texte wurden aber erst in den 1830er Jahren öffentlich zugänglich (Guilhaumou 2006). Was allerdings die Sozialwissenschaften betraf, waren die revolutionären Experimente kurzlebig. Napoleon Bonaparte (1769–1821) und dessen unmittelbare Nachfolger, die eine traditionelle Form des Regierens bevorzugten, verdrängten sie aus der akademischen Welt. Das revolutionäre Erbe wurde zum Teil auch von den liberalen Intellektuellen zurückgewiesen, die 1832 die *Académie des sciences morales et politiques* (Akademie für Moral- und politische Wissenschaften) wiedereröffneten. Die Akademiemitglieder vermieden mit Absicht den Ausdruck »Sozialwissenschaft« und zogen es vor, die Themen, die sie diskutierten, in den traditionellen Begriffen der Philosophie, der Moral, des Rechts und der Geschichte zu fassen. Comtes Soziologie stand damit quer zu den vorherrschenden Sprachgewohnheiten. Obwohl das Wort »Soziologie« an die revolutionäre Deutung von »Sozialwissenschaft« erinnerte, die von den autodidaktischen Reformern wie Henri de Saint-Simon (1760–1825), Robert Owen (1771–1858) und Charles Fourier (1772–1837) aufgegriffen worden war, ging Comte deutlich weiter als seine Vorläufer. Seine Soziologie unterschied sich von der ursprünglichen Bedeutung von »Sozialwissenschaft« ebenso wie von der späteren Verwendung durch Saint-Simon und Fourier. Comte wies die bestehenden Theorien zurück, da sie aus seiner Sicht entweder zu eng waren, um die Verschränkungen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Feldern aufzeigen zu können, oder zu spekulativ-metaphysisch und daher nicht wissenschaftlich argumentierten.

Historisch, so argumentierte Comte, sei es zwar verständlich, dass unterschiedliche Formen entstanden seien, um Fragen des menschlichen Zusammenlebens zu behandeln. Die Trennung von politischen und moralischen Fragen etwa sei charakteristisch für die soziale Ordnung des alten Regimes gewesen. Sobald jedoch die gleichen Rechte der Bürger anerkannt waren und das »Gemeinwohl« im Zentrum stand, mache diese Unterscheidung keinen Sinn mehr. Es werde, wie schon Condorcet überzeugend dargelegt habe, deutlich, dass sowohl politische wie moralische Themen im Zusammenhang mit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und Zivilisation untersucht werden müssten (Comte 1970). Ähnliches gelte für die Erforschung von Handel und Industrie. Comte bewunderte Adam Smith (1723–1790), sprach sich aber ausdrücklich gegen den von Smith stark beeinflussten Jean-Baptiste Say (1767–1832) aus, der dafür eingetreten war, die Wirtschaft getrennt von anderen institutionellen Strukturen der Gesellschaft zu studieren. Die Ökonomie dürfe Comte zufolge nicht von den anderen Sozialwissenschaften isoliert werden, sondern müsse in ein umfassendes Modell einer Wissenschaft der Gesellschaft integriert werden.

Wenn man, wie Comte, die grundlegende wechselseitige Abhängigkeit in der menschlichen Gesellschaft mit Ausdrücken wie »Verbundenheit«, »Konsensus«

und »Solidarität« hervorhebt, führt das zu einer Wissenschaft, die die Verbindungslinien zwischen Wirtschaft, Recht, Politik und Moral in den Blick nimmt und daher mit dem Ausdruck »Soziologie« ganz gut beschrieben wird. In seinen frühen Werken benutzte Comte noch den Ausdruck »Sozialwissenschaft«. Später, nachdem er einerseits über die Beziehung seines Vorhabens zu den anderen Wissenschaften nachgedacht hatte und andererseits den Unterschied zu Condorcets mathematischem Zugang betonen wollte, entschied er sich für den Ausdruck »soziale Physik«. Allerdings meinte er damit nicht, wie oft irrtümlich behauptet wird, jene moderne Disziplin der Physik, die sich damals erst zu entwickeln begann, sondern bezog sich auf ein älteres Verständnis von Physik im Sinne einer empirischen Naturwissenschaft generellen Zuschnitts. Der Ausdruck entsprach in etwa dem Begriff der »Naturphilosophie«, wie er vor allem in Großbritannien verwendet wurde. In dieser älteren und allgemeineren Form von Physik zu sprechen, erlaubte es Comte, Ausdrücke zu vermeiden, die mit Condorcet, Pierre-Simon Laplace (1749–1827) und Pierre-Jean-George Cabanis (1757–1808) verbunden und während der Revolution weit verbreitet gewesen waren: soziale Mathematik, soziale Mechanik und soziale Physiologie. Physik in dem breiten Verständnis wurde von Comte in den frühen Arbeiten in zwei Bereiche geteilt: organische und anorganische Physik, die jede wiederum weiter differenziert wurden.

Im *Cours de philosophie positive* änderte Comte die Terminologie aufs Neue. Er verzichtete auf den allumfassenden Begriff der Physik und verabschiedete sich auch von der »organischen Physik« und der »sozialen Physik«. Dem in etwa zeitgleichen Prozess der Disziplinbildung in den Wissenschaften Tribut zollend, bezog sich der Ausdruck Physik im Werk Comtes ab diesem Zeitpunkt nur noch auf eine naturwissenschaftliche Disziplin, die von Mathematik, Astronomie und Chemie unterschieden werden konnte. Comte ersetzte den Ausdruck »organische Physik« durch »Biologie« und den Ausdruck »soziale Physik« durch »Soziologie«.² Die Soziologie, ein Ausdruck, den er in Analogie zu Biologie gebildet hatte, wurde definiert als das »positive Studium der sämtlichen, den sozialen Erscheinungen zugrunde liegenden Gesetze« (Comte 1923 [1830], I, 185, Fn.1) Wie die Biologie als allgemeine Wissenschaft des Lebens die davor getrennten Felder der Botanik, Zoologie und Medizin vereinigte, würde die Soziologie das Studium der Politik, Moral und Wirtschaft in einer grundlegenden Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft vereinen.

Comte war zudem der Ansicht, dass die neue Wissenschaft nicht aus der bloßen Anwendung der Methoden anderer Wissenschaften entstehen könne. Sozio-

2 Der Umstand, dass auch der belgische Statistiker und Astronom Adolphe Quetelet den Ausdruck soziale Physik benutzt hatte, bestärkte Comte unzweifelhaft darin, einen neuen Ausdruck zu finden. Angesichts der weitreichenden Änderung seines Vokabulars ist es allerdings unwahrscheinlich, dass das der einzige Grund gewesen sei, der Comte zum Verzicht auf soziale Physik motivierte.

logie sollte eine entschieden positive Wissenschaft sein, die scharf vom theologischen und metaphysischen Denken abzugrenzen sei. Zugleich wies Comte Versuche zurück, die Soziologie als eine Spielart der »sozialen Mathematik« oder »sozialen Physiologie« zu definieren. Trotz seiner wissenschaftlichen Ausbildung und seiner Bindung an das wissenschaftliche Ethos, war Comte sehr kritisch gegenüber bestehenden Modellen der Verwissenschaftlichung der Sozialwissenschaften.³ Er sprach sich für einen Zugang aus, der der besonderen Komplexität der menschlichen Gesellschaft Rechnung trug, und arbeitete an einer Theorie, in welcher die Soziologie weder in Gegnerschaft noch in Unterordnung zu den anderen Wissenschaften stand. Diese Argumentationsweise war ein fundamental neuer Weg, die Beziehung zwischen den verschiedenen Wissenschaften zu fassen. Obwohl er eine naturalistische Orientierung beibehielt, lehnte Comte die Nachahmung der bestehenden Wissenschaften ab und positionierte die Soziologie ausdrücklich antireduktionistisch. Sein neuartiger Zugang begründete eine besondere französische Tradition, die sowohl auf die Lebens- wie die Sozialwissenschaften einen bemerkenswerten Einfluss entfalten würde.

Zitat 1: Auguste Comte

Ich glaube von jetzt ab dieses neue Wort [Soziologie] wagen zu dürfen, das meinem bereits eingeführten Ausdrucke soziale Physik völlig gleichkommt, um mit einem einzigen Namen diesen Ergänzungsteil der Naturphilosophie bezeichnen zu können, der sich auf das positive Studium der sämtlichen, den sozialen Erscheinungen zugrunde liegenden Gesetze bezieht.

Auguste Comte, *Soziologie. I. Band*, 1923a, S. 184–5, Fn. 1.

Comte und die zweite wissenschaftliche Revolution

Comtes Werk kann man nur verstehen, wenn man es in Beziehung setzt zu den Veränderungen des wissenschaftlichen Feldes seiner Zeit und der noch nie dagewesenen Rolle, die die Wissenschaften während der revolutionären Periode erwarben, als Paris nicht nur das politische Zentrum der Welt war, sondern auch das wissenschaftliche. Comtes *Cours de philosophie positive* (1830–1842) versteht

³ Eine prägnante frühe Erklärung findet man in Auguste Comte, »Fragments sur les tentatives qui ont été faites pour fonder la science sociale sur la physiologie et sur quelques autres sciences (1819)«, in Comte (1970, 473–482).

man am besten, wenn man ihn als Theorie der zweiten wissenschaftlichen Revolution liest. Die erste wissenschaftliche Revolution sieht man im Allgemeinen im Zusammenhang mit der Mathematisierung der physikalischen Wissenschaften (insbesondere der klassischen Mechanik), mit dem Aufstieg der nationalen Akademien der Wissenschaft wie der *Royal Society* und der *Académie des sciences* und mit dem sich parallel dazu entfaltenden Glauben an eine »Naturphilosophie« als umfassendem Blick auf Natur und Naturwissenschaft. Zwischen den 1770er und den 1830er Jahren hatten führende Wissenschaftler und ihre Verbündeten die Möglichkeit, die wissenschaftliche Welt auszuweiten und neu zu organisieren, indem sie eine Anzahl neuer Institutionen gründeten, die auf disziplinären Strukturen aufbauten. Was man die zweite wissenschaftliche Revolution nennen könnte, bestand im Wesentlichen in der Institutionalisierung eines Systems der wissenschaftlichen Disziplinen.⁴ Die Gründung eigener wissenschaftlicher Zeitschriften, Lehrkanzeln und anderer institutioneller Arrangements für die verschiedenen Wissenschaften war von einer deutlicheren Arbeitsteilung zwischen Mathematik, Physik und Chemie begleitet, während zugleich die Biologie als allgemeine Wissenschaft vom Leben und die Sozialwissenschaften als eigenständig organisiertes Untersuchungsfeld entstanden. Was der *Cours de philosophie positive* bot, war nicht weniger als eine Theorie dieser neuen Konstellation.

Als Student der *École polytechnique* teilte Comte viele Sichtweisen seiner Studienkollegen, aber er neigte weder zur Technik noch zu bestimmten Forschungsfragen in der Mathematik oder den physikalischen Wissenschaften. Comte war mehr an allgemeineren Fragen der Wissenschaft und der Gesellschaft interessiert und wurde immer kritischer gegenüber den unbegrenzten Ansprüchen einiger Naturwissenschaftler seiner Zeit. Als Comte und manche seiner Mitstudenten während der konservativen Herrschaft der Restaurationszeit aus der *École polytechnique* hinausgeworfen wurden, beteiligte er sich an oppositionellen Gruppen, arbeitete für den prophetischen Saint-Simon und schrieb erste Artikel und Essays. Was ihn von Saint-Simon und anderen politischen Reformern unterschied, war, dass er seine wissenschaftlichen Studien fortsetzte, weil er nach einer genuin wissenschaftlichen Grundlage für Reformen suchte. Bei der Suche nach einer neuen Wissenschaft der Gesellschaft war seine Bewunderung für die Lebenswissenschaften entscheidend, und dank früher Theoretiker der Biologie (wie Henri de Blainville) lernte er andere Methoden der Forschung und andere Wege des Denkens als jene kennen, die er bei seinem eigenen Studium der Mathematik und der physikalischen Wissenschaften erlernt hatte. Sein Verständnis

4 Ausführlicher über Disziplinbildung: Heilbron 1995, 2. Teil. Wissenschaftshistoriker sprechen seit den 1960ern gelegentlich von einer zweiten wissenschaftlichen Revolution, da aber die Bedeutung nicht geklärt und ausgeführt wurde, geriet dieser Ausdruck bald in Vergessenheit. Vgl. auch Heilbron 2017.

der Lebenswissenschaften sollte schließlich den intellektuellen Anstoß geben sowohl für die Theorie der Wissenschaften als auch für seine Neukonzipierung der Sozialwissenschaften.

Eine der Folgen der raschen intellektuellen und institutionellen Ausdifferenzierung der Naturwissenschaften, die um 1800 erfolgte, war die Aushöhlung der einheitlichen Vorstellung von Naturphilosophie. Insbesondere Vertreter der Lebenswissenschaften hatten ihren Unabhängigkeitskampf gegen mechanistische und reduktionistische Programme geführt, wofür die Laplace-Schule das bekannteste Beispiel in Physik und Chemie war. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts konnte man dann einen Wandel von einer einheitlichen Vorstellung der Naturphilosophie mit verschiedenen Teilgebieten zu einer Aufteilung in verschiedene autonome Disziplinen beobachten (Heilbron 2005). Umfassende Begriffe wie »Natur« oder »Vernunft« verloren an Attraktivität, und das Verständnis von Philosophie erfuhr einen ähnlichen Wandel. Philosophie wurde eine Disziplin wie andere auch, vielleicht ein wenig überlegen, aber nichtsdestoweniger eine Disziplin. Strebte die Philosophie früher ein ganz allgemeines Verständnis von systematischem Wissen an, wurde Philosophie nun als Spezialität für transzendente Analyse (Kant) oder als die Wissenschaft von Ideen definiert (was Destutt de Tracy *Idéologie* nannte).

Dieser Prozess der Disziplinbildung veränderte das Erbe der Aufklärung und stellte die Frage nach Einheit und Differenzierung der Wissenschaft in einer ganz neuen Form. Das war das zentrale Problem, das der *Cours de philosophie positive* behandelte. Wie Comte in seiner ersten Vorlesung erklärte, sei es eine philosophische Illusion, Wissen in einer apriorischen Form zu definieren, unabhängig von seiner aktuellen historischen Entwicklung. Die Herstellung von Wissen muss vielmehr als historischer Prozess betrachtet werden, der sich in aufeinander folgenden Stadien entfaltet: das theologische, das metaphysische und das wissenschaftliche Stadium. Das Drei-Stadien-Gesetz hielt Comte für den Kern seiner Soziologie. Im Anschluss an Ideen von Turgot und Condorcet argumentierte Comte, dass der menschliche Geist sich in drei Stadien entwickle: Bevor Menschen irgendeine Vorstellung über wirkliche Beziehungen besaßen, nahmen sie an, dass unsichtbare Wesen, Götter, all das hervorbrachten, worüber die Menschen selber keine Kontrolle hatten (das *theologische oder fiktive* Stadium des menschlichen Verstands). Philosophen übten dann Kritik an diesen Annahmen; da sie allerdings noch nicht über die Fähigkeit verfügten, die wahren Gründe zu erkennen, formulierten sie Erklärungen unter Rückgriff auf abstrakte Kräfte (das *metaphysische oder abstrakte* Stadium). Erst danach werden den Menschen dank des Fortschritts der Wissenschaften objektive Erklärungen zugänglich. In diesem *positiven oder wissenschaftlichen* Stadium beruht das Wissen auf der Suche nach Gesetzen oder gesetzesartigen Regelmäßigkeiten. Da Gesetze »Beziehungen der Ähnlichkeit und Abfolge« darstellen, kann positives Wissen weder aus der Natur der

Dinge (Wesen, Substanz) noch aus den ersten oder letzten Ursachen gewonnen werden.

Wegen dieser Vorstellung von Gesetzen als dem gemeinsamen Merkmal aller positiven Wissenschaft wird Comte üblicherweise als jemand erinnert, der eine Vorliebe für unveränderliche Regelmäßigkeiten hatte und unerschütterlich daran glaubte, die Gesetze der menschlichen Gesellschaft entdeckt zu haben. Diese Würdigung ist allerdings zu eng und in einer wichtigen Hinsicht irreführend. Was die sechs Bände des *Cours de philosophie positive* wirklich enthalten, ist weniger eine Ausarbeitung der ersten, sondern der zweiten Vorlesung. Der *Cours* zielt nicht auf eine einheitliche, sondern im Gegenteil auf eine Differentialtheorie der Wissenschaften ab.⁵ Diese Differentialtheorie der Wissenschaften war eine positive Antwort auf die neu entstandenen Wissenschaften Biologie und Sozialwissenschaft sowie auf neuere Entwicklungen in der Physik (Fourier, Fresnel, Ampère), welche eine Abwendung vom reduktionistischen Programm eines Laplace (für den die Himmelsmechanik das Modell für alle anderen Teile der Physik und Chemie gewesen war). Während der Jahre, in denen Comte mit Saint-Simon zusammenarbeitete, entwickelte er schrittweise eine Theorie der Wissenschaft, die dem Zeitalter der Differenzierung angemessen wäre. Diese Theorie würde den Sozialwissenschaften ein angemessenes Fundament bieten und zugleich eine ernsthafte Grundlage für politische und soziale Reformen. Saint-Simon und anderen fehle die wissenschaftliche Kompetenz und die Genauigkeit, die dafür nötig sei, und sie hätten irrigerweise der sozialen und wirtschaftlichen Reform Priorität eingeräumt. Andererseits seien Wissenschaftler wie Condorcet oder Cabanis, die versuchten, eine Sozialwissenschaft nach dem naturwissenschaftlichen Modell zu entwickeln, gescheitert, weil sie charakteristischerweise die Gültigkeit dieses Modells überschätzt hätten.

Die theoretische Botschaft des *Cours* war, kurz gesagt, dass alle Wissenschaften das Streben nach Entdeckung von Gesetzen teilen, das aber auf verschiedenen Wegen unter Verwendung unterschiedlicher Methoden erreichten. Dieses Argument ist es wert, in einiger Detailliertheit in Erinnerung gerufen zu werden, weil es – mit wenigen Ausnahmen – missverstanden wurde. Angesichts der zunehmenden Vielfalt der positiven Wissenschaften erschien es Comte falsch zu versuchen, alle Disziplinen auf eine Grundlage zu reduzieren, weder auf die Mechanik, wie das Laplace vorschlug, noch auf irgendeine Art von allgemeiner Physiologie, wie das einige Biologen vorgeschlagen hatten. Statt einem einheitlichen Modell und einer gemeinsamen Methode zu folgen, habe jede Grundlagenwissenschaft ihre eigenen Methoden und Forschungstechniken, was allein schon deswegen nötig sei, weil der Grad an Komplexität ihrer Untersuchungsgegenstände stark variere. Astronomen studierten die Mechanik der Himmelskörper.

5 Ausführlicher in: Heilbron 1995. Allgemein über Comte: Pickering 1993 and 2009.

Die Physik sei bereits eine viel komplexere und weniger einheitliche Wissenschaft: sie kann nicht reduziert werden auf Mechanik, obwohl die physikalischen Phänomene (Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus) einfach genug wären, um mathematische Beschreibungen zu erlauben. Die Chemie untersuche Materie auf unterschiedlichen Niveaus molekularer Zusammensetzung und Zerlegung. Zusätzlich zu den Gesetzen der Mechanik und Physik, sind diese Prozesse auch Gegenstand besonderer chemischer Regelmäßigkeiten (»chemische Wahlverwandtschaften«). Biologen untersuchen Lebewesen, deren Verhalten nicht durch physikalische Kräfte oder chemische Regelmäßigkeiten erklärt werden kann, da es vorrangig von der Organisation des Körpers anhängig sei. Und schließlich stellten menschliche Gesellschaften einen noch höheren Grad an komplexen wechselseitigen Abhängigkeiten dar.

Die Wissenschaften bilden demgemäß eine Ordnung zunehmender Komplexität und abnehmender Allgemeingültigkeit. Die Gesetze der Physik sind relativ einfach und gelten für alle Naturphänomene, ob groß oder klein, belebt oder unbelebt. Die Chemie ist komplexer und weniger allgemeingültig; es gibt eine große Zahl physischer Phänomene ohne chemische Wirkung, aber keine chemischen Phänomene ohne physikalische Wirkung. Die Gesetze der Biologie wiederum sind viel komplizierter, und ihr Geltungsbereich ist auf lebende Organismen eingeschränkt. Die Gesetze der menschlichen Gesellschaften sind noch komplexer und noch weniger allgemeingültig; menschliche Wesen sind nur ein kleiner Ausschnitt aus allen natürlichen Phänomenen.

Zitat 2: Auguste Comte

Außer dem während der mathematischen Phase entwickelten natürlichen Geschick zu den Deduktionen, der in der astronomischen Phase geoffenbarten Fähigkeit der direkten Forschung, der der physikalisch-chemischen Phase eigentümlichen experimentellen Betrachtung, und endlich der aus der biologischen Phase hervorgegangenen vergleichenden Methode erfordern die charakteristischen Schwierigkeiten der soziologischen Studien auch noch den ununterbrochenen und vorwiegenden Gebrauch eines neuen wesentlichen Verfahrens, ohne welches die Aufhäufung aller vorangegangenen Hilfsmittel dabei fast immer unzulänglich und oft sogar illusorisch werden würde. Diese unerlässliche Ergänzung der positiven Logik besteht in der historischen Methode im eigentlichen Sinn, welche die Forschung nicht durch den einfachen Vergleich, sondern durch stufenmäßige Verkettung begründet.

Auguste Comte, *Soziologie*. III. Band, 1923b, S. 669f.

Die Stoßrichtung des *Cours de philosophie positive* geht dahin, dass die jüngsten Entwicklungen der Wissenschaften am besten verstanden würden, wenn man das

Schema der zunehmenden Komplexität und abnehmenden Allgemeingültigkeit anwende. Im Gegensatz zu den weit verbreiteten Fehldeutungen muss man festhalten, dass das zentrale Anliegen des *Cours* weder darin bestand, die Wissenschaft von der Metaphysik abzugrenzen, noch darin zu zeigen wie eine logische oder methodologische Grundlage für eine einheitliche Wissenschaft gestaltet sein müsste. Comtes Analyse zielte auf etwas ganz anderes. Sie erklärte detailliert, wie und warum in den unterschiedlichen Disziplinen verschiedene Methoden verwendet werden: die experimentelle Methode in der Physik, die vergleichende Methode in der Biologie und die historische Methode in der Soziologie. Als Konsequenz dieses Blickwinkels wies Comte die Verwendung der Mathematik in der Biologie und der Soziologie zurück. Während die Mathematik in der Chemie noch von einigem Nutzen sei, machen in der Biologie die »sehr großen numerischen Variationen« und die »unregelmäßige Vielfalt an Wirkungen« mathematische Techniken wertlos (Comte 1975 [1830–1842], Vorlesung 3, I, 78–9). Dieses Argument treffe auf die Sozialwissenschaften noch viel grundlegender zu, weshalb Comte die von Condorcet und Laplace propagierte soziale Mathematik zurückwies und sich über Quetelets soziale Physik lustig machte, die für ihn nichts anderes als einfache Statistik war. Statt die Sozialwissenschaften als den Naturwissenschaften gleichartig zu betrachten, zeigte er, dass es fruchtbarer war, indirekt dem Beispiel der Biologie zu folgen. Als eine eigenständige Wissenschaft vom Leben hat die Entstehung der Biologie sowohl ein differenzierteres Verständnis der Naturwissenschaften als auch ein Programm der Schärfung der Ziele und Behauptungen der Sozialwissenschaften bereitgestellt. Ähnlich wie die Vitalisten für die Biologie vorgingen, begründete Comte die Soziologie aus den genuinen Eigenschaften ihres Untersuchungsgegenstandes (vgl. dazu → Selbstmord als soziale Tatsache). Weil menschliche Tiere die Fähigkeit zu lernen besitzen, bildete der Fortschritt des Wissens die Grundlage der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und das Drei-Stadien-Gesetz den Kern der Soziologie.

Rezeption

Obwohl der *Cours de philosophie positive* also eine neue Theorie der Wissenschaften präsentierte und ein anspruchsvolles Programm der Erneuerung und Reorientierung der Sozialwissenschaften beinhaltete, erzielte er nicht die Anerkennung, die Comte erhoffte. Comtes ungewöhnliche Beherrschung der verschiedenen Wissenschaften und seine Beharrlichkeit wurden 1832 durch die Ernennung zum Tutor an der École polytechnique belohnt, wo er einige Zeit später zum Prüfer befördert wurde. Seine Hoffnungen, eine Professorenstelle oder gar einen Sitz in

der Akademie der Wissenschaften zu bekommen, entpuppten sich als unbegründet, und die Rezeption des *Cours de philosophie positive* war für ihn außerordentlich enttäuschend. Die erste französische Besprechung, verfasst von Émile Littré (1801–1881), erschien vierzehn Jahre nach der Veröffentlichung des ersten Bandes und zwei Jahre nach Erscheinen des abschließenden sechsten Bandes. Trotz aller Originalität und späterer Resonanz fand Comte zu Lebzeiten weder intellektuell noch beruflich Anerkennung. Er wandte sich zunehmend von der akademischen Welt ab und propagierte eine neue Moral und Sozialreform. Er gründete sogar eine Kirche des Positivismus, deren Hohepriester er selbst zu sein beanspruchte. In dieser zweiten Karriere als Begründer einer Religion der Humanität fand Comte deutlich mehr Anhänger als zuvor, seiner wissenschaftlichen Reputation kamen diese Aktivitäten allerdings nicht zugute (Lepenies 2010).

Von verschiedener Seite, darunter auch von Émile Durkheim, wurde behauptet, dass nach Comtes *Cours de philosophie positive* (1830–42) kein Franzose einen bedeutenden Beitrag zur Soziologie mehr geleistet habe, weder Comte noch seine direkten Schüler, aber auch nicht Frédéric Le Play (1806–1882) oder irgendein anderer Intellektueller. Die neue Wissenschaft der Soziologie sei, noch ehe sie sich richtig etablieren konnte, für nahezu vierzig Jahre wieder verschwunden (Durkheim 1970). Diese Sichtweise ist ungerecht und ignoriert die verschiedenen Versuche, eine Sozialwissenschaft außerhalb des Universitätssystems zu etablieren. Während die orthodoxen Positivisten der Soziologie tatsächlich nur wenig Aufmerksamkeit schenkten, da sie ja nur ein Teil der positivistischen Weltanschauung war, waren die Bemühungen Littrés und seiner Anhänger die ersten, die ausdrücklich als Soziologie bezeichnet wurden. Allerdings waren ihre Anstrengungen eine direkte Antwort auf das, was sich in England als Positivismus breitmachte. Nach der Veröffentlichung des *Cours* wanderte die Idee der »Soziologie« gleichsam nach England aus, weil Comte und seine direkten Nachfolger zu sehr mit ihren erzieherischen, politischen und religiösen Aufgaben befasst waren. Als die Soziologie in Frankreich wieder auftauchte, zuerst in der Gruppe rund um Littré, danach in unterschiedlichen Zirkeln außerhalb, aber auch in den Universitäten, war das zu einem beträchtlichen Maße eine Reaktion auf die Rezeption der britischen Soziologie und insbesondere das Werk der überragenden Figur Herbert Spencers (→ Soziale Evolution).

Aus dem Engl. übers. v. Christian Fleck

Drucknachweis

Der vorliegende Text ist die auszugsweise Übersetzung von Johan Heilbron, *French Sociology*. Ithaca: Cornell University Press 2015, Seiten 38–47.

Zeittafel

1712–1778	Jean-Jacques Rousseau 1762 <i>Du contrat social</i>
1743–1794	Marie-Jean-Antoine-Nicolas-Caritat de Condorcet
1748–1836	Emmanuel Joseph Sieyès 1789 <i>Qu'est-ce que le Tiers État?</i>
1749–1827	Pierre-Simon Laplace
1754–1836	Antoine L.C. Destutt de Tracy 1801–1815 <i>Éléments d'idéologie</i>
1757–1808	Pierre-Jean-George Cabanis
1760–1825	Henri de Saint-Simon
1767–1832	Jean-Baptiste Say
1769–1821	Napoleon Bonaparte
1771–1858	Robert Owen
1772–1837	Charles Fourier
1778–1850	Henri de Blainville
1789	Beginn der Französische Revolution
1790	Gründung der <i>Société patriotique de 1789</i>
1794	Gründung der École polytechnique
1795	Gründung der <i>Académie des sciences morales et politiques</i> , 1803 von Napoleon abgeschafft und 1832 wiedererrichtet. Umfasste 50 Mitglieder in sechs Sektionen
1798–1857	Auguste Comte 1830–1842 <i>Cours de philosophie positive</i>
1801–1881	Émile Littré
1806–1882	Frédéric Le Play
1814	Sturz Napoleons
1815–1830	Restauration des Hauses der Bourbonen
1830	Julirevolution
1830–1848	Julimonarchie
1848	Februarrevolution und Etablierung der Zweiten Republik

Literatur

- Claeys, Gregory. 1986. ›Individualism,‹ ›Socialism,‹ and ›Social Science‹. *Journal of the History of Ideas* 47, S. 81–93.
- Comte, Auguste. 1923 [1830–42]. *Soziologie*. Aus dem Franz. von Valentine Dorn, Jena: Fischer.
- . 1975 [1830–42]. *Cours de philosophie positive*. Paris: Hermann.
- . 1970. *Écrits de jeunesse, 1816–1828*. Paris: Mouton.
- Durkheim, Émile. 1970. La sociologie en France au XIX^e siècle (1900), in: *La science sociale et l'action*. Paris : Presses Universitaires de France, S. 111–136.
- Geck, Ludwig A. H. 1963. *Über das Eindringen des Wortes ›sozial‹ in die deutsche Sprache*. Göttingen: Schwartz.
- Guilhaumou, Jacques. 2006. Sicyès et le non-dit de la sociologie: Du mot à la chose. *Revue d'histoire des sciences humaines* 15, S. 117–134.
- Head, Brian W. 1982. The Origins of ›la science sociale‹ in France, 1770–1800, in: *Australian Journal of French Studies* 19, S. 115–132.
- Heilbron, Johan. 1995. *The Rise of Social Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- . 2005. Das Regime der Disziplinen. Zu einer historischen Soziologie disziplinärer Wissenschaft. In *Interdisziplinarität als Lernprozess. Erfahrungen mit einem handlungstheoretischen Forschungsprogramm*. Hg. Hans Joas und Hans G. Kippenberg. Göttingen: Wallstein, S. 23–45.
- . 2017. Auguste Comte and the Second Scientific Revolution, in: *The Anthem Companion to Auguste Comte*. Hg. Andrew Wernick. London: Anthem Press, S. 23–41.
- Lepenies, Wolf. 2010. *Auguste Comte. Die Macht der Zeichen*. München: Hanser.
- Pankoke, Eckart. 1970. *Soziale Bewegung, Soziale Frage, Soziale Politik. Grundfragen der deutschen ›Sozialwissenschaft‹ im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett.
- Pickering, Mary. 1993 und 2009. *Auguste Comte: An Intellectual Biography*. 3 Bde. Cambridge: Cambridge University Press.

Tyrannie der Mehrheit

Andreas Hess

Für die eilige Leserin

Alexis de Tocqueville (1805–1859) gilt als einer der ersten Theoretiker der Demokratie. Der Grund für diese Wertschätzung liegt im Zusammenspiel aus historischem Kontext und der Art und Weise, in der Tocqueville auf die sozialen und politischen Herausforderungen seiner Zeit reagierte. Er war, wie der amerikanische Politiktheoretiker Sheldon S. Wolin betonte, ein »Nonkonformist, ohne ein Aufrührer zu sein« (Wolin 2001, 78). Wolins Urteil über Tocqueville spielt auch auf dessen Doppelrolle als Politiker und politischer Denker an. Tocquevilles Texte sind als die eines Autors zu lesen, dessen Leben und politische Erfahrungen geprägt wurden von der Französischen und der Amerikanischen Revolution und deren Folgen, sowie von der mit mehr Widersprüchen behafteten Revolution von 1848. Tocquevilles Reflexionen beziehen sich vor allem auf jene Brüche und Transformationen, die sich ergeben, wenn sich traditionell geprägte Gesellschaften in moderne Demokratien verwandeln. Um jedoch Tocquevilles Status als moderner Demokratietheoretiker wirklich gerecht zu werden, muss man zudem verstehen, dass seine Attraktivität nicht auf einer trockenen Akademikersprache und -analyse beruht, sondern auf dem Talent der eingängigen Begriffsbildung. »Gewohnheiten des Herzens«, »Souveränität des Volkes«, das »Recht der Rechte« – diese alle haben in dem neuen Demokratievokabular Bestand. Dazu gehört auch die »Tyrannie der Mehrheit«.

Historische und argumentative Zusammenhänge

Demokratie in Amerika, Tocquevilles wichtigstes Buch, erschien in zwei Teilen, der erste 1835, der zweite im Jahr 1840. Der Text wurde neben dem französischen Original fast gleichzeitig auf Englisch publiziert (im Vereinigten Königreich und in den USA), was den Autor rasch zu einem erfolgreichen transatlantischen Denker machte (vgl. Hess 2018). Im Folgenden wird die Hauptargumentation des

Buches knapp nachgezeichnet; es wird gezeigt, dass erst mit dem Blick auf Tocquevilles gesamte demokratietheoretische Argumentation verständlich wird, worauf seine Kritik an der Demokratie abzielt und um was es sich bei der Tyrannei der Mehrheit im Besonderen handelt.

Im ersten Teil von *Demokratie in Amerika* verweist Tocqueville auf die besonderen amerikanischen Charakteristiken und deren Geschichte. Nicht alle Ideen und Praktiken waren völlig neu, wie manche Leser der Unabhängigkeitserklärung meinten. Die Idee der (Bürger-) Rechte beispielsweise geht auf die Praktiken und Gewohnheiten in den Gemeinden, Landkreisen und Städten in Neuengland zurück, die viele Jahrzehnte ausgeübt wurden, bevor sie in der Unabhängigkeitserklärung als unabdingbare, natürliche Rechte festgeschrieben wurden. Allerdings garantierten erst die Unabhängigkeit und der neue institutionelle Rahmen diesen Rechten eine bedeutende offizielle Stelle im neuen Rechtssystem. Der institutionelle Rahmen wurde zuerst während der Versammlung von Philadelphia diskutiert, dann in der Verfassung und der Liste der Fundamentalrechte (Bill of Rights) niedergeschrieben und nahm im Anschluss daran in dem komplizierten, konsenssuchenden Prozess um die *Federalist Papers* eine wichtige Rolle ein. Im Verlauf dieses Prozesses manifestierte sich, was Tocqueville das »Gesetz der Gesetze« nennt – die Idee der Souveränität des Volkes. Im Gegensatz zum englischen Modell der Souveränität des Parlaments garantierte das amerikanische »Gesetz der Gesetze«, dass das Volk bzw. die Wahlberechtigten auf jeder Ebene des Entscheidungsprozesses ein Mitspracherecht haben. Zugleich wurden die sogenannten »checks and balances« eingeführt. Diese verhinderten, dass eine bestimmte Fraktion oder ein bestimmtes Interesse sich allein und gegen alle anderen Standpunkte durchsetzen konnte, und stellten zudem sicher, dass das komplexe Institutionengefüge trotz des Balanceakts und des gegenseitigen Austarierens handlungsfähig blieb und Gesetze verabschieden konnte. Das System war so ausgeklügelt, dass Konflikt und Konsens nebeneinander existieren konnten. Unabdingbar war zudem, dass die Bürger, auf deren Souveränität sich die Rechtsordnung gründete, auch vor eventuellen Überschreitungen und Gewaltanwendungen von Seiten einer übermächtigen Regierung geschützt wurden. Für diesen Fall wurde die amerikanische Verfassung mit Ergänzungen und einem Grundrechtskatalog ausgestattet, der darlegte, welche Garantien und Rechte jeder Bürger gegen den Staat oder die Regierung besaß.

Wie erwähnt, entstand das neue System nicht aus dem Nirgendwo. Der Grund für seine rasche Einführung und Akzeptanz lag in der weitverbreiteten Erfahrung der Bürger Neuenglands mit Formen der Selbstregierung und Selbstregulation: »In den meisten europäischen Nationen entsprang das politische Leben den oberen Rängen der Gesellschaft und breitete sich nach und nach, aber immer unvollständig, auf die verschiedenen Glieder der sozialen Gesamtheit aus.

Ganz im Gegensatz dazu hat sich, wie man feststellen kann, in Amerika die Gemeinde vor dem Regierungskreis, der Kreis vor dem Staat und der Staat vor der Union gebildet.« (Tocqueville 1994, 44)

Diese Darstellung, so könnte man meinen, missinterpretiert entweder die föderale amerikanische Verfassung, oder sie ignoriert die Vorrechte der amerikanischen Bundesregierung (*federal government*). Aber Tocqueville geht es hier vorwiegend um eine Diskussion der Praktiken Neuenglands und um deren historisch-soziologischen Kontext. Als Jurist bewunderte er die *Federalist Papers*. Er war sich natürlich im Klaren darüber, dass bei der aufeinander aufbauenden demokratischen Architektur Einschränkungen galten, vor allem was die Union und die Bundesregierung anging. Nur einige Seiten nach der gerade zitierten Passage finden wir daher dann auch eine längere Beschreibung und Erklärung, wie genau die Union und die sie konstituierenden Teile miteinander interagieren.

Für sich alleine erklärte die institutionelle Architektur natürlich noch lange nicht das Funktionieren der amerikanischen Demokratie. Der zweite und vielleicht sogar wichtigere Aspekt war das, was Tocqueville als »Gewohnheiten des Herzens« bezeichnete. Für Tocqueville tragen »Gewohnheiten des Herzens«, anders als mentale Einstellungen und Meinungen oder Ideen, dazu bei, ein System von moralischen Überzeugungen und Sitten zu begründen, die ihrerseits die politischen Institutionen mit Leben erfüllen und normativ stabilisieren. Keine Institution, so Tocqueville, kann ohne guten Willen und moralische Einstellung funktionieren. Es sind die »Gewohnheiten des Herzens«, die die innere Dynamik von Recht, Regierung und Gesellschaft bestimmen. Dabei betont er, dass in Amerika moralische Vorstellungen und politische Gesellschaft nicht miteinander im Konflikt stünden. Im Gegensatz zu Europa und insbesondere zu Frankreich, bildeten in Amerika Religion und Freiheit nicht ein Gegensatzpaar, sondern bedingten und bereicherten einander gegenseitig. In der alten Welt forderte die Aufklärung die religiösen Überzeugungen und die Institutionen direkt heraus. In Amerika hingegen entwickelten sich religiöse Freiheiten und Demokratie nicht getrennt oder in Opposition zueinander, sondern gemeinsam.

Es wäre jedoch falsch, aus dieser Beschreibung zu schließen, dass Tocqueville die negativen Folgen nicht sah, die mit der Entstehung der modernen Demokratie und deren Streben nach mehr Gleichheit einhergingen. Übersetzte sich der »Wille der Mehrheit« erst einmal in wirkliche soziale und politische Macht, dann musste auch hier für Kontrolle und Eindämmung gesorgt sein. Wenn es denn zutraf, dass das »Gesetz der Gesetze«, also die Souveränität des Volkes, jenes Prinzip war, aus dem sich alles andere ableitete, wie war es dann um die Minderheitenmeinung(en) und die Bewahrung individueller Freiheiten bestellt? Tocqueville war der Überzeugung, dass im Kontext von etablierter kultureller Gleichheit und Uniformität eine Tyrannei der Mehrheit desaströse Folgen für die politische Gesellschaft, ihre Institutionen, Regierungen und Gesetzgebung haben würde,

ganz zu schweigen davon, dass sie ihrer eigenen Voraussetzung, dem individuellen Freiheitsverständnis, zuwiderlaufen würde. Für Tocqueville besaß die Demokratie die Eigenschaft, dass sie sich jederzeit zu einer neuen Art von Despotie, einer »Tyrannei der Mehrheit« entwickeln konnte.

Die Tyrannei der Mehrheit

Gegen Ende des ersten *Demokratie*-Bandes hatte Tocqueville bereits die Möglichkeit einer Tyrannei der Mehrheit ins Auge gefasst. Der zweite Band zeigt uns einen noch skeptischeren Autor. Während im ersten Band seine Aufmerksamkeit auf den politischen Vorstellungen lag, geht es ihm im zweiten Band um eine Art politische Psychologie oder Phänomenologie.

Besonders wenn es um die Artikulation und die Bewertung von Ideen gehe, sei die Demokratie im Nachteil. Nicht, dass es keine neuen Ideen gebe; aber ob diese Ideen der Allgemeinheit nützen oder schaden würden, sei keine Frage der allgemeinen Akzeptanz. Können sich wirklich neue, der Allgemeinheit nützliche Ideen demokratisch durchsetzen? Kann eine komplizierte Idee einer Allgemeinheit verständlich gemacht werden, ohne zugleich banalisiert zu werden? Tocqueville vertritt die Ansicht, dass demokratische Meinungsbildung immer Gefahr laufe, das selbstständige Denken und das kritische Urteilsvermögen des demokratischen Subjekts nicht ausreichend zu fördern. Für ihn tendiert Demokratie dazu, generelle und universell ausgerichtete Ideen zu fördern, allerdings um den Preis von Präzision und durchdringender Logik.

Zitat 3: Alexis de Tocqueville

Zwei Tendenzen erkenne ich deutlich in der Gleichheit: die eine führt den Geist eines jeden zu neuen Gedanken, die andere möchte ihn am liebsten zur Gedankenlosigkeit führen. Und ich erkenne, dass die Demokratie unter der Macht gewisser Gesetze die geistige Freiheit ersticken würde, die die demokratische Gesellschaftsordnung begünstigt, so dass der menschliche Geist sich dem allgemeinen Willen der größten Zahl anpassen würde, nachdem er alle Fesseln brach, die ihm einst Klassen oder Menschen auferlegten.

Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*. 1995, S. 224.

Was im Bereich der allgemeinen Ideen zutrifft, gilt auch für den Bereich des politischen Denkens; und es scheint hier, dass das amerikanische politische Denken im Vergleich zum französischen Denken im Anspruch eher moderat erscheint.

Die Tatsache, dass das amerikanische Denken zudem einen Anteil von religiösem Denken bewahrte, hatte durchaus einen positiven Effekt. Im Vergleich dazu ging für Tocqueville das französische Denken in seiner Kritik an der politischen und religiösen Autorität zu weit: »Was mich betrifft, so bezweifle ich, dass der Mensch jemals eine völlige religiöse Unabhängigkeit und eine vollkommene politische Freiheit ertragen kann; und ich bin geneigt zu denken, dass er, ist er nicht gläubig, hörig werden, und ist er frei, gläubig sein muss.« (Tocqueville 1995, 227–228)

Im zweiten Band erörtert Tocqueville, wie die moderne Demokratie Gleichheit und Freiheit auszubalancieren vermag. Als Aristokrat schätzte Tocqueville Freiheit über alles. Für ihn symbolisiert Freiheit einen prekären Wert, der leicht verloren gehen kann, nicht zuletzt weil sie meist auf einer Hingabe oder einer Form von Aufopferung beruhe. Im Gegensatz dazu gelte für die Gleichheit, dass sie schnell ohne großes Zutun von allen reklamiert werden könne. Gleichheit erscheine als unerschöpflich, als eine nie versiegende Quelle. Tocqueville sah eine ständige Gefahr darin, dass ein nach Gleichheit strebendes Volk dazu neige, die Freiheit als Folge der Gleichheit zu sehen, besonders »wenn Statusbarrieren total abgeschafft werden. In solchen Zeiten pochen Menschen auf die Gleichheit als Beute und hängen an ihr wie an einem kostbaren Gut, dass sie glauben für sich zu reklamieren instande gewesen zu sein« (Tocqueville 1995, 505).

Die Gefahr, so erläutert Tocqueville, bestehe darin, dass der von der Demokratie geförderte Individualismus schnell die Form von Egoismus annehmen könne: »[V]on ihrer neuen Macht berauscht«, so Tocqueville, verfallen die Menschen »einem anmaßenden Selbstvertrauen, und da sie der Hilfe ihrer Mitmenschen fortan entraten zu können glauben, so verbergen sie niemandem, dass sie nur an sich selber denken.« (Tocqueville 1995, 241) Gleichwohl räumt Tocqueville ein, dass es Gegentendenzen gebe, die solche Extrementwicklungen in Schach hielten. Dies geschehe zumeist durch zivile Assoziationen, die es ermöglichen, egoistisches Handeln zu kanalisieren und den narzisstischen Selbstdarstellungen sowie der Tendenz, sich von anderen um jeden Preis unterscheiden zu wollen, entgegenzusteuern. Solche zivilen Aktivitäten reichen von Benefizveranstaltungen bis hin zur Organisation von Bildungsveranstaltungen, der Gründung von Hospitälern und Wohlfahrtsorganisationen – Aufgaben, die in Europa eher vom Staat oder der Regierung organisiert werden.

Wirkung und Rezeption

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig darauf hinzuweisen, dass Tocquevilles *Demokratie in Amerika* geschrieben wurde, bevor die Vereinigten Staaten eine kapitalistische Industriegesellschaft wurden. Ihr Autor verstarb 1859, lebte also

nicht lange genug, um den amerikanischen Bürgerkrieg zu erleben, der, wie die historische Forschung zeigt, *der* Katalysator für die beschleunigte kapitalistische Entwicklung gewesen ist. Wie dem auch sei, aus den Briefen, die Tocqueville bis kurz vor seinem Tode schrieb, wird ersichtlich, dass er ein aufmerksamer Beobachter der Entwicklungen Amerikas blieb und die Transformation der Vereinigten Staaten von einer landwirtschaftlich dominierten Nation hin zur Industrialisierung kritisch begleitete. Nicht nur hatten sich die Vereinigten Staaten durch die Expansion westlich des Mississippi geographisch erheblich vergrößert, Amerika hatte auch einen erheblichen Bevölkerungsanstieg erlebt. Die Bevölkerung fand nicht nur zunehmend in der industriellen Produktion und im Handel Beschäftigung, sondern lebte auch in wachsendem Ausmaß in einer urbanisierten Umwelt. Damit gingen Verbesserungen im Verkehr und in der Kommunikation einher. Die amerikanische Demokratie hatte sich von einer Elitenkonzeption zu einer modellhaften »first new nation« verwandelt (Lipset 1963), in der das allgemeine Wahlrecht für weiße Männer die Norm war. Trotz solcher Entwicklungen, blieb die USA die einzige westliche Nation, in der die Sklaverei nicht abgeschafft war (Frankreich und Großbritannien hatten erheblich schneller gehandelt und die Sklaverei verboten). Für Tocqueville stellte die Kontinuität der Sklaverei eine Anomalie und historische Last dar, die die Bedeutung und die Entfaltung der amerikanischen Demokratie schwer behinderten und für deren Abschaffung sich Tocqueville sein Leben lang einsetzte.

Wie soll man rückblickend Tocquevilles Analyse bewerten? Vielleicht mehr als alle anderen sozialen und politischen Denker muss man Tocquevilles Werk in seinem historischen Kontext situieren, bevor man zu Schlüssen kommt, was dessen Bedeutung – also die Attraktivität seiner Reflexionen, Spekulationen, seiner besonderen Argumentation und Rhetorik – ausmacht. Nur durch ein solches hermeneutisches Doppelverfahren kann man der Theorie Tocquevilles wirklich gerecht werden. Sheldon S. Wolin (2001) spielt genau auf diesen Zusammenhang an, wenn er in seiner Studie *Tocqueville between two worlds* argumentiert, daß *theoria* im klassischen Sinn reich an möglichen Bedeutungen sei. Besonders zwei dieser möglichen – und zusammenhängenden – Bedeutungen treffen auch auf Tocqueville zu: erstens kann sich *theoria* auf eine Reflexion im Zusammenhang mit einer Beobachtung beziehen; zweitens kann es sich auf eine unternommene Reise beziehen, die es erlaubt, die Differenz zwischen zwei Welten zu artikulieren: der zuhause und der in der Ferne. Wenn wir uns zudem die Themen ansehen, die Tocqueville sein Leben lang beschäftigten – Demokratie und die Bedeutung der zivilen Gesellschaft, die Spannung zwischen Freiheit und Gleichheit, die Gegenüberstellung und Diskussion von aristokratischen und demokratischen Werten, die funktionale Rolle von Religion und zivilen Assoziationen, die latente Gefahr

der Tyrannei der Mehrheit –, so entdecken wir sogleich, dass diese nur dann adäquat verstanden werden können, wenn man sich mit dem ganzen Begriffspaket auseinandersetzt und sie nicht als Einzelphänomene behandelt.

Tocquevilles Werk, insbesondere seine Analysen der modernen Demokratie und ihrer Widersprüche und Probleme, inspirierte eine ganze Reihe von Arbeiten anderer Sozialwissenschaftler. Diese wiederum waren nicht zuletzt darum von Erfolg geprägt, weil es diesen von Tocqueville inspirierten Analysen gelang, den konzeptionellen Spannungsbogen von Theorie und Geschichte – mit anderen Worten von theoretisch-normativen Annahmen und empirischer Erfahrung und Evidenz – erkenntnisbereichernd zu nutzen. Besonders hervorzuheben sind hier die Analysen von Lipset (1963), Barrington Moore (1966), Bellah et al. (1996), Skocpol (1979), Putnam (2000), Siedentop (2000) und Runciman (2013). Gleichwohl und trotz dieser modernen Versuche bleibt Tocqueville einzigartig: seine Arbeiten können inspirieren, lassen sich aber eben nicht einfach kopieren oder übertragen. Was allerdings immer möglich ist, ist, sich von den Motiven leiten zu lassen, für die sein Werk steht, d.h. sich den Differenzen zu öffnen, die sich aus dem Vergleich von Gesellschaften und ihren politischen, sozialen, kulturellen und psychologischen Strukturen ergeben. Das gilt für das Konzept der Tyrannei der Mehrheit vielleicht noch mehr als für die anderen demokratierelevanten Begriffe, die Tocqueville geprägt hat.

Zeittafel

1763	Beginn der Amerikanischen Revolution
1776	Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika
1789	Französische Revolution
1802–1866	Gustave de Beaumont
1805–1859	Alexis Charles-Henri-Maurice Clérel de Tocqueville
1831–1832	Tocqueville reist gemeinsam mit seinem Freund Gustave de Beaumont im Auftrag der französischen Regierung in die Vereinigten Staaten, um den dortigen Strafvollzug zu erforschen
1835	Veröffentlichung des ersten Teils von <i>De la démocratie en Amérique</i>
1840	Veröffentlichung des zweiten Teils von <i>De la démocratie en Amérique</i>
1848–1849	Europäische Revolutionen
1922–2006	Seymour M. Lipset

Literatur

- Bellah, Robert et al. 1996. *Habits of the Heart: Individualism and Commitment in American Life*. Berkeley: University of California Press.
- Hess, Andreas. 2018. *Tocqueville and Beaumont: Aristocratic Liberalism in Democratic Times*. Cham: Palgrave.
- Lipset, Seymour Martin. 1963. *The First New Nation: The United States in Historical and Comparative Perspective*. New York: Basic Books.
- Moore Jr, Barrington. 1966. *Social Origins of Dictatorship and Democracy*. Boston: Beacon Press.
- Putnam, Robert D. 2000. *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon and Schuster.
- Runciman, David. 2015. *The Confidence Trap: A History of Democracy in Crisis from World War I to the Present*. Princeton: Princeton University Press.
- Skocpol, Theda. 1979. *States and Social Revolutions*. New York: Cambridge University Press.
- Siedentop, Larry. 2000. *Democracy in Europe*. London: Allen Lane.
- Tocqueville, Alexis de. 1994 [1835/40]. *Democracy in America*. London: Fontana.
- . 1995 [1835/40]. *Über die Demokratie in Amerika*. Stuttgart: Reclam.
- Wolin, Sheldon S. 2001. *Tocqueville between two Worlds: The Making of a Political and Theoretical Life*. Princeton: Princeton University Press.

Klassenkampf

Christian Fleck

Für die eilige Leserin

Soziale Schichtung, so der heute geläufige Begriff für die Anordnung der Großgruppen einer Gesellschaft, findet man in nahezu allen Gesellschaften aller Zeiten. Die Prinzipien jedoch, aufgrund derer Menschen der einen oder anderen Großgruppe zugeordnet wurden, variierten im Verlauf der Jahrhunderte sehr stark. Die allerlängste Zeit wurde die soziale Ordnung als naturgegeben betrachtet, weshalb an eine Änderung des sozialen Aufbaus zu denken unmöglich war. In der frühen Neuzeit änderten sich die Verhältnisse, und Philosophen und andere, die über ihre soziale Umgebung nachdachten, entwickelten neue Vorstellungen darüber, warum es eine vertikale soziale Schichtung gibt und wie und weshalb sich soziale Ordnungen ändern können. Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Engels (1820–1895) entwarfen eine besonders folgenreiche Theorie sozialer Schichtung, in der die Vorstellung eines steten Konflikts zwischen ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen, der Klassenkampf, eine zentrale Rolle spielt.

Vorgeschichte

Schon die antiken Philosophen, die sich mit der Gestaltung des Gemeinwesens ihrer Zeit auseinandersetzten, sahen sich von recht stabilen Großgruppen von Mitbewohnern umgeben; Frauen und Unfreie würdigten sie keiner weiteren Beachtung, aber innerhalb der kleinen Gruppe der männlichen Freien sahen sie durchaus soziale Unterschiede, die man in heutiger Terminologie als Schichtungsphänomene bezeichnen kann. Beispielsweise sprach Aristoteles (384–322 v. Chr.) in seiner *Politik* (IV, 11) von drei durch ihr Einkommen unterscheidbaren Klassen, den sehr Reichen, den sehr Armen und der dazwischen angesiedelten Mittelklasse, in deren Händen das Wohl des Gemeinwesens am besten aufgehoben sei, da sie nicht nach dem Besitz anderer trachten, aber auch nicht wegen ihres Wohlstandes zum Gegenstand des Neides werden. Die antike Vorstellung sozia-

ler Differenzierung orientiert sich an Unterschieden des Vermögens und der Talente, interessiert sich aber nicht dafür, wie diese zustande kommen und welche Folgen ungleiche Verteilungen des einen oder der anderen haben.

Die feudalen Gesellschaften Europas gliederten sich in Stände mit jeweils unterschiedlichen Rechten und Aufgaben: Neben dem »Lehrstand« der Kleriker gab es den »Wehrstand« der Adeligen und den »Nährstand« der Bauern und Handwerker. Im dritten Stand kam es zu den nachhaltigsten Veränderungen im Gefolge der Importe aus den Kolonien, gewandelter Produktionstechniken und der Zunahme von Forderungen nach mehr Mitsprache, geringerer Steuerlast und Reduktion anderer verpflichtender Leistungen. Ein berühmtes Manifest der Französischen Revolution trug dann auch den Titel *Was ist der dritte Stand?*, worin die Forderungen der sich zunehmend als Bürger verstehenden Städter, die keinem der beiden privilegierten Stände angehörten, formuliert wurden: »1. Was ist der Dritte Stand? – Alles. 2. Was ist er bisher in der politischen Ordnung gewesen? – Nichts. 3. Was verlangt er? – Etwas zu werden.« (Sieyès 1988 [1789], 29)

Obwohl der Begriff Klasse bei unterschiedlichen Autoren Verwendung fand, entbehrte er lange Zeit einer Zuspitzung und blieb eines der gängigen Synonyme für durch Wohlstand und Einkommen definierte Bevölkerungsgruppen, die gleichsam nebeneinander existierten, aber keine wechselseitigen Abhängigkeiten aufwiesen. Nach Joseph A. Schumpeter (Schumpeter 1986 [1954], 239) formulierten Richard Cantillon (1680–1734) und ihm folgend François Quesnay als erste ein anspruchsvolles Modell von Klassenbeziehungen. Laut Quesnay (1694–1774), einem Mitarbeiter der berühmten *Encyclopédie* Diderots, standen der produktiven Klasse der Bauern zwei unproduktive gegenüber: die aneignende Klasse der Landbesitzer und die sterile Klasse der Gewerbetreibenden, die in etwa dem Dritten Stand entsprach. In *Tableau économique* aus dem Jahr 1758 präsentiert Quesnay ein System von Austauschbeziehungen der von den drei Klassen produzierten, angeeigneten oder gehandelten Güter, Kapital- und Geldflüsse. Dieses Schema beeindruckte Karl Marx, der es in seinen ökonomischen Schriften benutzte. Ohne dabei dort auf Klassen detaillierter einzugehen, analysierte Marx die Zirkulation von Waren und Kapital, was ihm in der Geschichte des ökonomischen Denkens einen bleibenden Ort sicherte.

Die Klassen bei Marx und Engels

Die erste und langfristig einflussreichste Darlegung der Marxschen Klassentheorie findet sich in dem von ihm und Engels 1848 gemeinsam veröffentlichten *Manifest der Kommunistischen Partei*, das seither meist als Kommunistisches Manifest

zitiert wird (zu beachten ist, dass »Kommunismus« damals ein anderes Bedeutungsfeld abdeckte und die Partei, von der im Titel die Rede ist, kaum mehr als ein Zirkel von vor allem deutschen Gleichgesinnten war). Das *Manifest* ist wohl auch wegen seiner sprachlichen Kraft und der zahlreichen eindrücklichen Formulierungen von großer Wirkung gewesen. Die knappe Schrift ist ein prototypisches Beispiel einer Programmschrift einer (linken) politischen Partei oder Bewegung, deren grundlegender Stil viele Nachahmer fand. Diese Sorte Parteiprogramm enthält stets eine knappe Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse, woran sich Forderungen und Erläuterungen der nächsten Schritte dieser Partei anschließen.

Schon der einleitende Satz des ersten, »Bourgeois und Proletarier« überschriebenen Abschnitts ist für den Stil charakteristisch: »Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen« (MEW 4, 462).¹ In späteren Auflagen fügte Engels sowohl dem Titel wie dem ersten Satz ergänzende Erläuterungen an, und er spricht nicht mehr im Singular über den Bourgeois und den Proletarier, sondern von der Bourgeoisie als der Klasse der modernen Kapitalisten und dem Proletariat als der Klasse der modernen Lohnarbeiter.

Klassen liegen in einem steten Konflikt miteinander, aus dem historisch jeweils eine als Sieger hervorgegangen sei – oder beide untergegangen seien (worauf sich diese Bemerkung (ebd.) konkret bezieht, bleibt unausgeführt, vermutlich meinten die beiden Verfasser das Ende des Römischen Reichs, das ja, anders als die schematische Sicht des späteren Marxismus-Leninismus es nahelegen würde, nicht mit dem Sieg der unterdrückten Sklaven endete). Überhaupt findet sich im *Manifest* wenig zu den früheren historischen Etappen der Menschheitsgeschichte, dafür eine umso eindrücklichere Schilderung des Siegeszugs der Bourgeoisie und der von ihr vorangetriebenen kapitalistischen Entwicklung, die das Proletariat erst hervorbrachte. Es ist durchaus zutreffend, wenn Interpreten darauf hinweisen, dass das *Manifest* vor allem ein Lobgesang auf die Leistungen der Kapitalisten war.

Während ihrer (damals) »kaum hundertjährige(n) Klassenherrschaft« (MEW 4, 467) sei es den Kapitalisten gelungen, jene ungeheure Dynamik auszulösen, die später als Industrielle Revolution bezeichnet wurde. Der Prozess des Wandels des Dritten Standes zur (neuen) herrschenden Klasse war begleitet von einer Vereinfachung der Klassenstruktur. Gab es in früheren Epochen meist mehrere

¹ Die Abkürzung MEW steht für Marx-Engels-Werke, einer weit verbreiteten Standardausgabe der Werke der beiden Autoren, jetzt auch: <http://www.mlwerke.de/index.shtml> und <https://www.kritiknetz.de/marx-engels-werke/1336-marx-engels-werke-baende-1-43>. Die noch nicht abgeschlossene Marx-Engels-Gesamtausgabe MEGA² (2, weil es schon in den 1920er Jahren einen Anlauf zu einer Gesamtausgabe gab) ist umfassender und textkritisch, d.h. sie liefert eine »vollständige, historisch-kritische Ausgabe der Veröffentlichungen, der nachgelassenen Manuskripte (Entwürfe) und des Briefwechsels von Karl Marx und Friedrich Engels« (<http://mega.bbaw.de/>).

Klassen, ist die kapitalistische Gesellschaft dadurch gekennzeichnet, dass in ihr zwei Klassen einander gegenüberstehen und aufeinander angewiesen sind. Die Kapitalisten besitzen Produktionsmittel und benötigen zum Betrieb ihrer Produktionsstätten und deren steter Vergrößerung Arbeitskräfte, die über keine eigenen Produktionsmittel verfügen und um zu überleben das einzige ihnen verbliebene Eigentum verkaufen müssen: die Fähigkeit zu arbeiten, also ihre Arbeitskraft.

Zitat 4: Karl Marx & Friedrich Engels

Das Proletariat macht verschiedene Entwicklungsstufen durch. Sein Kampf gegen die Bourgeoisie beginnt mit seiner Existenz.

Im Anfang kämpfen die einzelnen Arbeiter, dann die Arbeiter einer Fabrik, dann die Arbeiter eines Arbeitszweiges an einem Ort gegen den einzelnen Bourgeois, der sie direkt ausbeutet. Sie richten ihre Angriffe nicht nur gegen die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, sie richten sie gegen die Produktionsinstrumente selbst; sie vernichten die fremden konkurrierenden Waren, sie zerschlagen die Maschinen, sie stecken die Fabriken in Brand, die suchen die untergegangene Stellung des mittelalterlichen Arbeiters wiederzuerringen.

Aber mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst, und es fühlt sie immer mehr. Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt. Die wachsende Konkurrenz der Bourgeois unter sich und die daraus hervorgehenden Handelskrisen machen den Lohn der Arbeiter immer schwankender; die immer rascher sich entwickelnde, unaufhörliche Verbesserung der Maschinerie macht ihre ganze Lebensstellung immer unsicherer; immer mehr nehmen die Kollisionen zwischen dem einzelnen Arbeiter und dem einzelnen Bourgeois den Charakter von Kollisionen zweier Klassen an. Die Arbeiter beginnen damit, Koalitionen gegen die Bourgeois zu bilden; sie treten zusammen zur Behauptung ihres Arbeitslohns. Sie stiften selbst dauernde Assoziationen, um sich für die gelegentlichen Empörungen zu verproviantieren. Stellenweis bricht der Kampf in Emeuten (franz. für Aufruhr) aus.

Karl Marx und Friedrich Engels, *Manifest der Kommunistischen Partei*, 1848, (MEW 4, 470).

Das Proletariat entstand also, weil die Bourgeoisie kräftige Hände benötigte, um ihrer Aufgabe nachkommen zu können, nämlich Kapital zu akkumulieren. Das wachsende Angebot an Arbeit kam zustande, weil selbstständige Bauern und kleine Handwerker ihrer Existenzgrundlage beraubt wurden. Marx und Engels

gehen im Manifest nicht näher darauf ein, dass dieser Freisetzungsprozess von Arbeitskräften nicht durch die ausbeutende Bourgeoisie, sondern durch den grundbesitzenden Adel und mit ihm verbündete politische Kräfte vorangetrieben wurde. In diesem Prozess spielte die sich ausbreitende Geldwirtschaft eine verstärkende Rolle, da bäuerliche Schuldner ihres Landbesitzes beraubt werden konnten, was sie nötigte, in den Städten nach Arbeit zu suchen.

Im *Manifest* findet man keine genaueren Ausführungen über den Tausch von Arbeitskraft gegen Arbeitslohn, wie dabei Profit entstehen kann und wie dieser von den Kapitalisten angeeignet wird. In »Lohnarbeit und Kapital«, ursprünglich eine Artikelserie in der *Neuen Rheinischen Zeitung*, legte Marx 1849 erstmals seine ökonomische Theorie in Grundzügen dar, auf die weiter unten eingegangen werden wird. Die Erklärung der Ausbeutung spielt im *Manifest* kaum eine Rolle, die Bewunderung sozialer Dynamiken steht im Zentrum. Denn auch auf Seiten der machtunterlegenen Proletarier führt die kapitalistische Entwicklung zu nicht-beabsichtigten Nebenfolgen. Die moderne Fabrik bringt eine große Zahl von Arbeitern unter einem Dach zusammen, was es ihnen ermöglicht, den Kampf untereinander um den individuellen Lohn zugunsten gemeinsamer Aktionen gegen die Ausbeuter zu überwinden. Die Kapitalisten nähren, so Marx und Engels, ihre eigenen Totengräber – und die Aufgabe der Kommunisten ist es, diesen Prozess voranzutreiben. Den Forderungen der Kommunisten ist der zweite Teil des *Manifests* gewidmet, während im abschließenden dritten Teil die konkurrierenden anderen (Oppositions-)Parteien abgehandelt werden, die sich der »Arbeiterfrage« annahmen, wie das dann in der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Literatur des späteren 19. Jahrhunderts genannt wurde.

Marx und Engels formulieren zwei originelle Beiträge zur Sozialtheorie: Einerseits die wechselseitige Abhängigkeit sozialer Klassen voneinander und zweitens die Verwandlung des gemeinsamen Schicksals von Mitgliedern einer Klasse in kollektives Handeln.

In späteren Texten spitzen Marx und Engels ihre Sicht der Klassen und des Klassenkampfs weiter zu, beharren aber darauf, dass unter kapitalistischen Bedingungen die soziale Vielfalt auf zwei einander gegenüberstehende Klassen reduziert wird und der Sieg der einen über die andere eine unmittelbar bevorstehende Sache sei. Marx' Hauptwerk *Das Kapital* (1. Band 1867, den 2. und den 3. Band gab Engels posthum heraus) enthält nur wenige Ausführungen über Klassen. Er konzentriert sich in diesem Werk auf die im engeren Sinne ökonomischen Aspekte des kapitalistischen Produktionsprozesses. Erst im 3. Band findet sich im allerletzten 52. Kapitel »Die Klassen« der Hinweis auf drei große Klassen der modernen, auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft (MEW 25, 892).²

² Ralf Dahrendorf unternahm in *Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft* (1957) den ambitionierten Versuch, dieses Fragment zu vollenden.

Auf Seite der herrschenden Klasse sieht Marx neben den eigentlichen Ausbeutern auch eine Menge Hilfswilliger am Werk, die nicht eigene ökonomische Interessen verfolgen, sondern für die herrschende Klasse tätig sind, ohne ihr anzugehören. Letztlich ist in den Augen von Marx der gesamte Staat nichts anderes als ein Unterdrückungsapparat im Dienst der Bourgeoisie.

Bald nachdem er sich eingestehen muss, dass die Hoffnung auf eine Revolution nicht mehr aufrechterhalten werden kann, trat für Marx das Studium der Klassenbildung in den Hintergrund und der Versuch in den Vordergrund, die Gesetze der kapitalistischen Ökonomie herauszufinden. Bis zu seinem Tod arbeitet er in mehreren Anläufen an einer ökonomischen Theorie des notwendigen Niedergangs der kapitalistischen Produktionsweise.

Die Auseinandersetzung mit der Frage der sozialen Ausdifferenzierung der Klasse der Lohnarbeiter wird erst von späteren Generationen von Marxisten aufgenommen. Marx und Engels verfallen während der Pariser Commune 1871 nochmals kurz dem Wunschdenken einer revolutionären Überwindung der bestehenden Verhältnisse, um danach mehr oder weniger deutlich einer Reformpolitik im Wege parlamentarischer Beteiligung der Arbeiterparteien das Wort zu reden.

Betrachtet man die Marxsche Klassentheorie als einen Beitrag zur politischen Soziologie, dann kann man einige Aspekte aufgreifen, die von der ökonomischen Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus in den Hintergrund gedrängt worden sind.

Naturgesetzliches Ende des Kapitalismus

Marx' Klassentheorie ist vor allem eine Theorie der ökonomischen Ausbeutung, weshalb ein Blick auf seine diesbezüglichen Ideen unumgänglich ist. Wie andere vor ihm unterscheidet er zwischen Gebrauchswert und Tauschwert von Waren. Der einzige Produktionsfaktor, der Wert hervorbringen kann, ist die menschliche Arbeitskraft, und in den Produkten steckt daher jeweils so viel Wert, wie Arbeit nötig war, um sie herzustellen (die gängigen anderen Produktionsfaktoren Kapital und Boden schaffen keine Werte, sondern werfen nur Renten ab). Produzenten verschiedener Güter tauschen ihre Produkte gemäß der Proportion der für deren Herstellung nötigen Arbeit. So weit folgt Marx Arbeitswerttheoretikern wie Adam Smith (1723–1790) und David Ricardo (1772–1823). Neu ist seine Mehrwerttheorie. Ihr zufolge besitzen Proletarier nichts außer ihrer Arbeitskraft, die sie auf dem Markt feilbieten. In der kapitalistischen Produktionsweise werden dem Arbeiter in Form des Lohns die Kosten für die Erhaltung des Gebrauchswerts der Arbeitskraft abgegolten. Der Arbeitslohn ist also äquivalent den Kosten

der Aufrechterhaltung der Arbeitskraft, wobei historisch und räumlich durchaus Variationen bestehen können, also im 21. Jahrhundert andere und mehr Kosten anfallen als Mitte des 19. Jahrhunderts. Marx hält sich hier nicht mit Details auf und geht stillschweigend vom Vorhandensein einer Proletarierfamilie aus, die sich nicht nur am Leben erhält, sondern auch reproduziert (welche Anreize einen Proletarier dazu bringen, seinen kargen Lohn mit einer anderen Person zu teilen und Kinder zu zeugen, bleibt unerörtert). In der Zeit, die der Arbeiter seine Arbeitskraft dem Kapitalisten zur Verfügung stellen muss, produziert er mehr Wert, als zur Begleichung ihrer eigenen Reproduktionskosten (= Arbeitslohn) nötig ist. Diesen Mehrwert eignet sich der kapitalistische Unternehmer an und benutzt einen Teil davon für die Ersetzung der abgenutzten Produktionsmittel sowie für andere Investitionen. Der verbleibende Rest ist der Profit, über dessen Verwendung der Kapitalist nach Gutdünken entscheiden kann – nicht ganz allerdings, weil er selbst der Konkurrenz unterliegt und daher tunlichst nach Expansion der eigenen Produktion strebt, um nicht unterzugehen.

Die Dynamik kapitalistischen Wachstums wird durch einen zugrundeliegenden Prozess vorangetrieben, der nach Marx dann auch zum Ende der kapitalistischen Produktionsweise führen muss. Da nur menschliche Arbeit Wert schafft, sind Maschinen im strengen Sinn nur so werthaltig wie die Menge an menschlicher Arbeitskraft, die zu ihrer Herstellung nötig war. Die Maschine selbst produziert keinen Wert, wohl aber müssen immer mehr Maschinen eingesetzt werden, damit mehr Arbeitskräfte eingestellt werden können, was aber langfristig die Balance zwischen lebendigem und totem Kapital, menschlicher Arbeit und Maschine, ins Kippen bringt.

Mit einiger gedanklicher Akrobatik landet Marx dann bei seinem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate, das ihm zufolge den Beweis für das Ende der kapitalistischen Profitwirtschaft erbringt. Weil die Gesamtmenge an konstantem Kapital rascher wächst als das variable Kapital (immer mehr Maschinen, immer weniger Menschen), muss die Rate, die an Profit am Ende jeder Produktionsperiode übrigbleibt, stetig kleiner werden – und wenn die Kapitalisten sich schließlich keine Profite mehr aneignen können, ist ihre historische Rolle erschöpft und die Produktionsmittel können in Gemeineigentum überführt werden.

Marx' Anspruch war es, die »Naturgesetze« der kapitalistischen Produktionsweise aufgedeckt zu haben, und er wehrte sich stets dagegen, Kapitalisten ihre gesellschaftliche Rolle moralisch zum Vorwurf zu machen. Sie tun nichts, wozu sie nicht durch die Gesetze kapitalistischer Produktion genötigt werden, weshalb jeder Appell an ihre Menschlichkeit oder dergleichen fehlt geht. Die Ausbeutung, die sie begehen, können sie nicht vermeiden, solange sie Arbeitskraft kaufen, um produzieren zu können. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Neutralität seiner

Theorie irrte sich Marx jedoch. Die Anfangsannahme, dass nur menschliche Arbeit Wert schaffe, ist ideologisch normativ und daher nicht neutral – das strahlt auf den Rest des Gedankengebäudes aus, das auf dieser Annahme errichtet ist.

Klassenkampf: Politik nach Marx

Für die Marxsche Klassentheorie ist die Theorie vom Fall der Profitrate nicht relevant. Und für die Einschätzung ihrer Bedeutung ist wichtig zu sehen, dass Marx und viele seiner Anhänger und Nachfolger stets zwischen politischem Aktivismus und sozialtheoretischer Analyse oszillierten. Überzeugt von der Richtigkeit ihrer Einsicht in den Lauf der Geschichte, hätten sie ja den notwendigerweise eintretenden Niedergang der kapitalistischen Produktionsweise ruhig beobachtend verfolgen können, doch das himmelschreiende Elend und ihre aktivistischen Persönlichkeiten zwangen sie, nach Möglichkeiten des Eingreifens zu suchen.

Der Angelpunkt, der den analysierenden Aktivisten ein Eingreifen ermöglicht und manchen Marxisten sogar zwingend vorkam, lag darin, dass unter kapitalistischen Bedingungen den Handelnden das Erkennen ihrer sozialen Umgebung systematisch erschwert, ja verunmöglicht wird. Auch in diesem Fall liegt der Schlüssel in der ökonomischen Theorie Marx'. Band 1 des *Kapital* enthält in den einleitenden Kapiteln eine originelle Theorie der erschwerten Erkenntnismöglichkeit, die sogenannte Theorie des Warenfetischismus (MEW 23, 85–98). Demnach produziert die kapitalistische Produktionsweise ein falsches Bewusstsein in der Weise, dass reale soziale Beziehungen zwischen den Produzenten diesen als Beziehungen zwischen Waren erscheinen. Die modellhafte Vereinfachung der ökonomischen Theorie, Menschen nur als Träger von Arbeitskraft zu sehen, sei auch in das Bewusstsein der Menschen vorgedrungen. Arbeitgeber würden sich für die menschliche Seite ihrer Arbeitnehmer nicht interessieren, sondern nur für deren Arbeitskraft. Und Arbeiter würden sich gegenseitig nicht als Schicksalsgenossen sehen, sondern nur als Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt. Dieses Erkenntnishindernis mache es geradezu zwingend, dass jene, die den Fetischismus durchschauen, ihre Einsicht anderen vermitteln.

In späteren Zeiten haben insbesondere Anhänger Wladimir Lenins (1870–1924) die Beschränkungen der Erkenntnis auf Seiten gewöhnlicher Gesellschaftsmitglieder noch schärfer formuliert. Proletarier seien nur in der Lage, ein so genanntes »tradeunionistisches« Verständnis sozialer Verhältnisse spontan zu entwickeln, und nur die Avantgarde des Proletariats, also die Mitglieder der Kommunistischen Partei, seien dank ihrer Schulung in der Lage, die wahren Verhältnisse zu durchschauen. Einer der prominentesten Leninisten, Nikolai Bucharin (1888–1938), brachte 1922 denselben Gedanken in eine von G. W. F. Hegel

(1770–1831) inspirierte Form (Bucharin 1922): Die objektiv bestehende »Klasse an sich« wird erst zur »Klasse für sich«, wenn deren Elemente sich als ein Kollektiv wahrnehmen und die sie verbindenden Ähnlichkeiten den marktgetriebenen Konkurrenznotwendigkeiten vorziehen, also solidarisch gemeinsam ihre Interessen verfolgen. Problematisch wird diese Vorstellung, wenn sie Mitgliedern der Avantgarde ein früheres, besseres und vollständigeres Durchschauen des Schleierhaften zuschreibt, weil dann die Avantgarde leicht zum Befehlshaber der tumulen Massen stilisiert werden kann.

Die Rezeption und Weiterentwicklung der Klassentheorie von Marx zerfiel in zwei Stränge, die miteinander wenig Austausch pflegten. Innerhalb der politischen Parteien und ideologischen Gruppen, die sich affirmativ auf das Marxsche Erbe bezogen, entbrannten die Debatten vor allem daran, ob die von Marx behauptete Zuspitzung des Klassenkampfs, der seiner Ansicht nach von einer Polarisierung der Klassenspaltung begleitet werde, als empirisch zutreffende Prognose betrachtet werden kann. Innerhalb der akademischen Sozialwissenschaften verlief die Marx-Rezeption ein wenig anders. Werfen wir abschließend auf beide Rezeptionsstränge einen Blick.

Debatten unter Marxisten

Anhänger von Marx wehrten sich vor allem dagegen, die Pluralisierung der sozialen Schichtung zu akzeptieren. Das begann mit der Frage, ob die neue soziale Gruppe der Angestellten zum Proletariat zu zählen sei, und fand eine Fortsetzung bei der Behandlung von Aktiengesellschaften und der Diversifizierung der Eigentumsverhältnisse auf der Seite der Kapitalbesitzer. Solche Differenzierungsphänomene liefen der Erwartung entgegen, dass die ausgebeutete Klasse der Proletariat immer zahlreicher und homogener werde. Auch bei der Diskussion der so genannten Intelligenzija, also jener Menschen, die sich durch Fachbildung auszeichnen, findet man beide Facetten: Gehört diese soziale Gruppe zur Arbeiterklasse oder sind sie die helfenden Kräfte der Bourgeoisie? Im Sinne der Verbreiterung der sozialen Basis der antikapitalistischen Kräfte neigten manche Marxisten dazu, die technische Intelligenz zu den Werk tätigen zu zählen (womit stillschweigend zwischen Arbeiterklasse und anderen subaltern Arbeitenden differenziert wurde). Andere Marxisten betonten hingegen die Lakaierenrolle, die Ideologen ausfüllen.

Dass es sich bei dieser Art von Klassentheorie keineswegs um eine bloß akademische Frage handelte, erfuhren zu unterschiedlichen Zeiten die Mitglieder sozialer Schichten, die von politisch Herrschenden, welche sich der Tradition Marx verpflichtet sahen, drangsaliert wurden. Nach der Russischen Revolution 1917

sahen sich die dortigen Kommunisten einer großen Gruppe bäuerlicher Bevölkerung gegenüber und entwickelten daher die Theorie der werktätigen Klassen, zu denen neben den Proletariern auch die ärmeren Bauern zählen sollten. Die vermeintlich reichen Bauern, Kulaken genannt, wurden hingegen als Klassenfeinde des Proletariats angesehen und in der Folge brutal dezimiert. In der Volksrepublik China wurden während der Kulturrevolution Kopfarbeiter zu Klassenfeinden erklärt und drangsaliert. Mit einem Wort: Klassentheorien, die sich auf Marx beriefen, konnten ziemlich böse Folgen für jene haben, die der falschen Seite zugerechnet wurden.

Ganz entgegen der Prognosen und Erwartungen Marx' und seiner Schüler kam es zwar zur räumlichen Konzentration der Lohnabhängigen in immer größeren Fabriken und Konzernen, aber die interne Differenzierung der Lohnabhängigen wurde nicht geringer, sondern eher stärker.

Marxisten taten sich stets schwer damit, neben dem Hauptwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital andere Differenzierungsmerkmale anzuerkennen, seien es ethnische Zugehörigkeiten, religiöse Präferenzen oder das Geschlecht.

Marx in den Sozialwissenschaften

In der sich nicht affirmativ auf Marx beziehenden Sozialtheorie und Gesellschaftsanalyse spielte die Klassentheorie in zweierlei Form eine nachhaltige Rolle. Zum einen gab und gibt es ziemlich viele Sozialwissenschaftler, die der Idee des Klassenkampfes ablehnend gegenüberstehen und weniger soziale Konflikte, denn soziale Harmonie sehen wollen. Diese Perspektive lehnt nahezu jede Form von Berücksichtigung von sozialen Großgruppen als kollektiv Handelnde ab und kapriziert sich auf einen über das Methodologische weit hinausreichenden Individualismus. Paradigmatisch wurde diese Weltsicht von der britischen Premierministerin Margaret Thatcher formuliert: »And, you know, there's no such thing as society. There are individual men and women and there are families.«³ Nun war Thatcher keine Sozialwissenschaftlerin, aber ihr Satz fand ein zustimmendes Echo in dem Teil der Sozialwissenschaften, der die soziale Welt als Ansammlung von auf ihre Unverwechselbarkeit stolze Individuen sehen möchte. Stimuliert von einer langen Tradition des politischen Liberalismus plädierten viele Sozialtheoretiker dafür, die Möglichkeit zu handeln nur Individuen zuzubilligen und Theorien zu formulieren, die mit Handlung und Individuen als Grundelemente das Auslangen finden. Die heutige Nationalökonomie verkörpert diese Leitidee in vorbildlicher Form.

³ Margaret Thatcher, Interview with Woman's Own, 23. Sept 1987, <https://www.margaretthatcher.org/document/106689>

Andere akzeptierten Marx' Sicht als eine mögliche Sicht auf soziale Schichtung und entwickelten ihre alternativen Schichtungsmodelle. Einer der wirkmächtigsten Kritiker der Marxschen Klassentheorie war Max Weber (1864–1920), der darauf beharrte, dass soziale Schichtung mehrdimensional sei. An die Seite der ökonomischen Klassenlage, deren Existenz Weber nicht in Zweifel zog, müssen zwei weitere Dimensionen treten: Sozialer Stand und Partei (Weber 1985 [1921]). Mit ersterem war bei Weber ein wenig mehr gemeint als dann in späteren Zeiten daraus wurde, nämlich Prestige, also das Ansehen, das jemand aufgrund seines Berufs in der Bevölkerung genießt. Die Tradition der Stände bricht mit dem Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise nicht ab, sondern wird in modifizierter Form fortgeführt und diffundiert aus den feudalen Ständen in neue soziale Milieus hinaus. Mit gutem Grund kann man daher auch von ständischen Elementen in proletarischen Lebensformen und Berufen sprechen. Der dritte Weberianische Aspekt ist jener, der die heftigste Kritik an Marx und seinen Schülern beinhaltet, weil Weber darauf hinweist, dass idente ökonomische Klassenlage sich nur in Ausnahmefällen in nur einer politischen Partei bündelt. Ein Phänomen, das zu Lebzeiten von Marx und Engels (siehe den dritten Abschnitt des *Manifests*) augenscheinlich war, aber von einer kurzen Periode abgesehen, in der in vielen Staaten nur eine Partei die Interessen der Arbeiterklasse vertrat (Sozialdemokratische Parteien bis zum Ersten Weltkrieg), auch später immer wieder auftrat, beispielsweise durch die Gründung Kommunistischer Parteien.

In der Soziologie wurde eine mehrdimensionale Schichtungstheorie mehr oder weniger zum Standard, auch wenn vielfach weiterhin von sozialen Klassen gesprochen wird. Die Klassen, von denen beispielsweise Robert Erikson und John Goldthorpe sprechen (Erikson/Goldthorpe 1993), oder auch jene, die in Pierre Bourdieus Theorie zu finden sind (Bourdieu 1982), unterscheiden sich von den Marxschen Klassen aber nicht nur durch die größere Zahl, sondern auch dadurch, dass die Beziehungen zwischen ihnen nicht mehr als so stark ineinander verschränkt gedacht werden, wie das bei Bourgeoisie und Proletariat der Fall ist. Goldthorpe verzichtet aus pragmatischen Gründen, die Kapitalbesitzer in sein Modell überhaupt aufzunehmen (wegen der kleinen Zahl ließe sich das oberste ein Prozent empirisch nicht erfassen), und differenziert den Rest nach den Kriterien Lohnarbeit gegen Dienstleistung, wobei bei ersteren die Überlassung der Arbeitskraft entscheidend ist, während bei zweiteren die Lieferung einer materiellen oder ideellen Leistung, die vertraglich vereinbart wurde, das Kriterium ist. Daran anschließend erfolgen weitere Binnendifferenzierungen, die im Wesentlichen Berufsmerkmalen folgen. Der neomarxistische Klassentheoretiker Erik O. Wright begründet seine neunstufige Klassentheorie ein wenig anders (Wright 1997), aber die einzelnen Klassen unterscheiden sich von denen Goldthorpes nur wenig. Obwohl Bourdieu einer eindimensionalen Klassentheorie ablehnend ge-

genübersteht und stattdessen ein Modell des sozialen Raums vorschlägt, in welchem neben der vertikalen Berufsschichtung eine horizontale Unterscheidung nach Lebensstilen Platz findet, spricht er dennoch von herrschender Klasse, Mittelklasse und Arbeiterklasse. Innerhalb jeder unterscheidet er dann zwischen zwei Fraktionen, z.B. vom dominierenden und dem dominierten Teil der herrschenden Klasse, der alten und neuen Mittelklasse; auch bei der beherrschten (oder Arbeiter-) Klasse sieht er die Möglichkeit, zwischen dem, was schon Marx Arbeiteraristokratie (MEW 23, 697) und Lumpenproletariat (ebd., S. 673) genannt hatte, zu differenzieren (Bourdieu 1997).

Bemerkenswert an den modernen Klassenmodellen ist der Konsens darüber, dass der Marxsche Klassenantagonismus zum Verständnis heutiger Phänomene vertikaler Schichtung nichts mehr beitragen kann. Die am häufigsten verwendete Alternative ist der Begriff der Lebensstile (oder Milieus), die gleichsam orthogonal zur vertikalen Schichtung liegend gedacht werden.

Etwas anders sieht es aus, wenn man sich der Frage der Aktualität des Klassenkampfes zuwendet. Im Kern meinten Marx und Engels feststellen zu können, dass politische Parteien Klasseninteressen ausdrücken. Wenn nun allerdings alle modernen Klassenanalytiker von sechs bis zwölf Klassen sprechen, wir aber selbst in den am stärksten fragmentierten europäischen Parlamenten selten mehr als acht Parteien vorfinden, fällt es schwer, eine klare Antwort auf die Frage der klassenmäßigen Basis heutiger politischer Parteien zu finden. Das soll nun nicht bedeuten, dass die verschiedenen neuen Parteien, die in den Parlamenten zu finden sind, keine soziale Basis haben, aber welche Klassenlage ihnen korrespondiert, ist nicht immer leicht feststellbar.

Marx und Engels haben eine lebhaft und kontroversiell geführte Debatte über die soziale und politische Struktur moderner Gesellschaften losgetreten. Die Perspektive auf Konflikte zwischen sozialen Großgruppen und das Studium des vertikalen Aufbaus moderner Gesellschaften wäre ohne sie anders verlaufen.

Zeittafel

384–322 v. Chr.	Aristoteles
1680–1734	Richard Cantillon
1694–1774	François Quesnay
	1758 <i>Tableau économique</i>
1723–1790	Adam Smith
1748–1836	Emmanuel Joseph Sieyès
	1789 <i>Qu'est-ce que le Tiers État?</i>
1772–1823	David Ricardo
1818–1883	Karl Marx

	1848 <i>Das Manifest der Kommunistischen Partei</i>
	1867 <i>Das Kapital</i>
1820–1895	Friedrich Engels
1864–1920	Max Weber
1870–1924	Wladimir I. Lenin
1888–1938	Nikolai I. Bucharin

Literatur

- Aristoteles. 1989. *Politik. Schriften zur Staatstheorie*. Übersetzt und herausgegeben von Franz F. Schwarz. Stuttgart: Reclam.
- Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- . (Hg.). 1997. *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Bucharin, Nikolaj I. 1922. *Theorie des historischen Materialismus. Gemeinverständliches Lehrbuch der Marxistischen Soziologie*. Hamburg: Hoym.
- Dahrendorf, Ralf. 1957. *Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Erikson, Robert, und John H. Goldthorpe. 1993. *The Constant Flux: A Study of Class Mobility in Industrial Societies*. Oxford: Clarendon Press.
- Marx, Karl. 1959 [1849]. Lohnarbeit und Kapital, in: *Werke, Band 6*. Berlin: Dietz (MEW 6), S. 397–423.
- . 1973a [1867]. Das Kapital 1. Der Produktionsprozeß des Kapitals, in: *Werke, Band 23*. Berlin: Dietz (MEW 23).
- . 1973b [1894]. Das Kapital 3. Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion, in: *Werke, Band 25*. Berlin: Dietz (MEW 25).
- Marx, Karl, und Friedrich Engels. 1973 [1848]. Das Manifest der Kommunistischen Partei, in: *Werke, Band 4*. Berlin: Dietz (MEW 4), S. 459–493.
- Schumpeter, Joseph A. 1986 [1954]. *History of Economic Analysis*. New York: Oxford University Press.
- Sieyès, Emmanuel Joseph. 1988 [1789]. *Was ist der dritte Stand?* Essen: Hobbing.
- Weber, Max. 1985 [1921]. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wright, Erik O. 1997. *Class Counts: Comparative Studies in Class Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.

Materialistische Geschichtsauffassung

Christian Fleck

Für die eilige Leserin

Karl Marx (1818–1883) entwickelte Theorien, die nach heutiger Praxis in verschiedene Disziplinen der Sozial- und Humanwissenschaften fallen. Neben seiner ökonomischen Theorie, die er Kritik der politischen Ökonomie nannte, formulierte er auch umfangreiche Darlegungen zur geschichtlichen Entwicklung und zu Fragen der Politik und Gesellschaft (→ Klassenkampf). Als materialistische Geschichtsauffassung (auch: historischer Materialismus) wird jener Teil seiner Ideen bezeichnet, der eine allgemeine Theorie der sozialen Entwicklung umfasst. Neben der Darstellung der verschiedenen Produktionsweisen, die es in der Geschichte gegeben habe (Urgesellschaft – Sklavenhaltergesellschaft – Feudalismus – Kapitalismus), entwerfen Marx und sein Freund und Mitarbeiter Friedrich Engels (1820–1895) auch eine Theorie darüber, wie soziale Teilsysteme (so nannte man das erst ein Jahrhundert nach Marx) ineinandergreifen: Das Basis-Überbau-Modell bildet den Kern eines der wirkmächtigsten sozialwissenschaftlichen Theoriegebäude. Demnach bestimme die Art der materiellen Produktion einer gegebenen Gesellschaft die Gedanken, Ideologien und Denkgewohnheiten, wobei sich die mit den Interessen der Herrschenden übereinstimmenden Ideen und Praktiken gegen Konkurrenten durchsetzen. Diese Anschauung wurde und wird in unterschiedlichen Ausprägungen propagiert, wobei eine schwache Deutung heutzutage von der überwiegenden Mehrheit geteilt wird: Materielle Interessenslagen bestimmen, was jemand anstrebt und wie die Welt gesehen und gedeutet wird. Die starke Interpretation, wonach der ideelle Überbau eine Widerspiegelung der materiellen Verhältnisse sei, wird hingegen kaum noch verteidigt.

Vorgeschichte

Woraus die Welt rund um uns besteht und welche Kräfte in ihr Veränderungen hervorrufen können, sind philosophische Fragen, die schon sehr früh diskutiert wurden. Schon in der griechischen Antike gab es Philosophen, die sich als Materialisten bezeichneten oder materialistische Ansichten vertraten. Die Betonung,

dass, was die Welt im Inneren zusammenhalte und bewege, materiellen, dinglichen Ursprungs sei, ist charakteristisch für Materialisten; ebenso die Ablehnung nicht fassbarer Entitäten, wie Seele, Geist oder Idee. Mehr als zweitausend Jahre später, in der Epoche der Aufklärung, griffen Philosophen, die sich zum Teil auch schon als Fachleute spezifischer wissenschaftlicher Fachrichtungen sahen, auf solche Denkfiguren zurück und radikalisierten sie in zwei Richtungen. Zum einen konkretisierten sie das Materielle als Maschinen, zum anderen identifizierten sie ihre philosophischen und weltanschaulichen Gegner als Parteigänger der (christlichen) Religion und der diese verkörpernde Kirche. Julien Offray de La Mettrie (1709–1751) wurde berühmt dafür, dass er meinte, der Mensch sei am besten zu verstehen, wenn man ihn sich als Maschine vorstelle. Ludwig Feuerbach (1804–1872) kann als Vertreter der Religionskritik angeführt werden, der die grundlegenden Annahmen allen religiösen Denkens als Projektion entlarvte. Gott und alle anderen transzendenten Vorstellungen der Religionen sind für ihn so etwas wie eine ins Jenseits verfrachtete Lösung diesseitiger Probleme.

Daneben gab es gleichermaßen einflussreich idealistische und eine Menge populärer Vorstellungen, die den Aufklärern als obskur und schlecht begründet erschienen. Vorherrschend waren beispielsweise Gedanken über die Beauftragung der Könige und anderer Herrscher durch Gott selbst, die, was immer sie taten, dann auch als göttlichen Auftrag ausgaben. Natürlich fürchteten sich gewöhnliche Menschen, aber auch die Höhergestellten und Gebildeteren vor dem Jüngsten Gericht und dem, was ihnen im eigentlichen Reich, dem jenseitigen, bevorstehen würde.

Einer der einflussreichsten Philosophen der Zeit um 1800 war der in Berlin lehrende Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831). Seine Vorstellungen über den Motor der historischen Veränderung sind stark geprägt durch die Spaltung des Christentums in Katholizismus und Protestantismus, durch die Französische Revolution und durch die Napoleonischen Kriege, während derer es zu einem Erstarken des deutschen Nationalgefühls, ja zu Nationalismus gekommen war. Zugleich war Hegel philosophisch aber Idealist und dachte in Begriffen von Weltgeist, Vernunft, Volksgeist und anderen undinglichen Kräften. Etwas bewegen und verändern können für ihn nur geistige Faktoren, wobei sich der Weltgeist anderer bedient, um der Vernunft letztlich zum Durchbruch zu verhelfen. Bei Hegel findet sich eine Form des gedanklichen Erfassens, die Dialektik, die es ihm möglich macht, sich Prozesse der Veränderung vorzustellen. Karl Marx wird von Hegel vor allem diese Denkfigur übernehmen, die in grob vereinfachter Form als Dreischritt vorgestellt wird. Eine These führt zur Ausbildung einer Antithese, und beide werden im dritten Schritt durch eine Synthese auf höherem gedanklichen Niveau gleichsam versöhnt oder aufgehoben (wegen seiner Vieldeutigkeit eines der beliebtesten Worte von Dialektikern, weil es sowohl bewahren als auch in die Höhe heben, aber auch widerlegen meinen kann; → Seinsverbundenheit

des Wissens). Dialektische Prozesse setzen sich schier endlos fort, weil die Synthese wieder zur These wird, die zur Ausbildung einer Antithese ... usw.

Marx' Theorie der historischen Entwicklung

Unter Fachleuten gibt es Diskussionen darüber, bis zu welchem Grad Karl Marx ein Materialist war und ob nicht erst sein Freund und Mitautor Friedrich Engels, der Marx um mehr als ein Jahrzehnt überlebte, jenen Marx schuf, der eine einheitliche und materialistische Geschichtsphilosophie vertrat (Stedman Jones 2017). Was im Folgenden präsentiert wird, ist daher vielleicht nicht der Marx, der Marx selber sein wollte, wohl aber ein Marx, wie er in den vergangenen 150 Jahren gesehen und diskutiert wurde.

Der Ort, an dem Marx seine Geschichts- und damit auch einen wichtigen Teil seiner Gesellschaftsauffassung erstmals präsentierte, ist eine kleine Schrift, die 1859 erschien: *Zur Kritik der politischen Ökonomie* (MEW 13). Engels drängte Marx zu einem programmatischen Vorwort, um dessen kritische Auseinandersetzung mit Grundbegriffen der Wirtschaftstheorie in einen breiteren Rahmen zu stellen. Dort findet man die seither berühmte Formulierung, wonach die »Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie« (MEW 13, 8) zu suchen sei. Was meinte Marx damit?

Als »bürgerliche Gesellschaft« bezeichnet Marx (wie schon Hegel und die Autoren der Aufklärung) die sich herausbildende Sozialform freiwilliger menschlicher Kooperation einerseits jenseits des Rechts und des Staates und andererseits auch jenseits der privaten Bindungen der Familie. In diesem historisch neuartigen Feld treten Individuen miteinander als Freie und Gleiche in Verkehr, indem sie beispielsweise miteinander Handel treiben. Die Gegenüberstellung von herrschaftlich organisiertem Staat auf der einen Seite und Gesellschaft der Bürger auf der anderen wird konstitutionell für alle seither entstandenen Sozialwissenschaften und sie spielt auch in der Sozialphilosophie und Staatstheorie eine bedeutende Rolle. Allerdings ist die bürgerliche Gesellschaft anfangs nur ein kleiner Ausschnitt aus der Gesamtheit der sozialen Beziehungen. Erst im Verlauf der Herausbildung moderner Lebensverhältnisse wird sie zu einer eigenen sozialen Tatsache. Die Bürger streben danach, sich aus traditionellen Abhängigkeiten zu befreien, nicht mehr unter der Fuchtel der Kirche und dem Diktat des Adels zu stehen, sondern als Gleiche unter Gleichen zu tun und zu lassen, was ihnen frommt. Die zunehmenden wirtschaftlichen Verflechtungen sind hierbei von allergrößter Bedeutung, weswegen sich Marx des Bildes der Anatomie, also des inneren Baus des kapitalistischen Systems, bedient. Ein Jahrhundert nach Marx

sollte dann Jürgen Habermas die Rolle der bürgerlichen Öffentlichkeit (→ Strukturwandel der Öffentlichkeit) als ebenso bedeutsames Element der bürgerlichen Gesellschaft herausarbeiten (Habermas 1990 [1962]).

Marx geht über Hegel und die Aufklärungsphilosophen insofern hinaus, als er die politische Ökonomie ins Zentrum seiner Theorie rückte. Als politische Ökonomie analysiert und diskutiert Marx immer zweierlei: Einerseits die soziale Dynamik, die er in den wirtschaftlichen Beziehungen lokalisiert, und andererseits die Gesamtheit der bisherigen Versuche von Theoretikern, die ihrem neuen Betätigungsfeld den Namen politische Ökonomie gaben. Adam Smith (1723–1790), David Ricardo (1772–1823) u.a., die als Begründer der Wirtschaftstheorie gelten, sind jene Autoren, denen Marx sehr weitgehend folgt, immer aber in der Attitüde der kritischen Distanz, da er meinte, mehr verstanden und tiefer gedacht zu haben als diese »Repräsentanten des Reichtums« (MEW 2, S. 59). Tatsächlich ging es Ricardo und seinen Nachfolgern darum, das im engeren Sinn wirtschaftliche Handeln zu modellieren und zu erklären, während Marx nicht nur die Entstehung des Wirtschaftssystems erklären wollte, sondern auch noch nach Ansatzpunkten für die revolutionäre Veränderung der Verhältnisse Ausschau hielt.

Marx vertritt zum einen die These, dass erst in seiner Gegenwart die Reinform der wirtschaftlichen Beziehungen erkannt werden konnte, und andererseits bemüht er sich darum, die gesamte Menschheitsgeschichte als Abfolge von aufeinander aufbauenden Produktionsweisen zu deuten.

Demnach tauschten die Menschen schon sehr früh untereinander die Resultate ihres Arbeitens und bildeten solcherart ein Netz sozialer Erwartungen und Abhängigkeiten. Marx betrachtete die ganze Geschichte der Menschheit als sich intensivierende, wirtschaftliche Kooperation, was die wechselseitigen Abhängigkeiten verstärkt und zur Ausbeutung führt. Auf die kommunistische Urgesellschaft, die erst Engels in seinem Spätwerk über den *Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* (Engels 1884) eingehender beschreibt, folgen die Sklavenhaltergesellschaft, die feudale Produktionsweise und schließlich der Kapitalismus. Das bislang letzte Stadium, die kapitalistische Produktionsweise, bringt aber die soziale Dynamik nicht an ein Ende, sondern enthält den Keim des eigenen Untergangs, der den Übergang in den Kommunismus darstellt. Diese zukünftige Gesellschaft wird erst nach einer längeren Übergangsperiode realisiert werden können, und diese Zwischenetappe nennt Marx Sozialismus. In beiden zukünftigen Gesellschaftsformationen herrscht Gleichheit zwischen den Menschen. Die Übergangsphase des Sozialismus wird durch das Motto »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung« unterschieden vom Kommunismus, in dem »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« (MEW 19, 21) gilt. Den Produktionsweisen vor dem Kapitalismus widmet sich Marx nicht sehr systematisch, aber in seinem umfangreichen Werk finden sich

unzählige Bemerkungen eingestreut, in denen er die Gegenwart deutet, indem er auf Differenzen gegenüber früheren Produktionsweisen hinweist.

Welche Begriffe verwendet Marx für seine Analyse der bisherigen Gesellschaftsformationen und wie hängen sie zusammen? Jede *Produktionsweise* weist eine Innenseite auf, die aus zwei Elementen besteht: *Produktivkräfte* und *Produktionsverhältnisse*. Letztere sind nach Marx durch den Gegensatz zweier Klassen charakterisiert, wobei jeweils die eine die andere beherrscht und ausbeutet. Nur im Urkommunismus und im Kommunismus der Zukunft herrscht Gleichheit zwischen den Menschen, was Marx an einer Stelle seines Werkes augenzwinkernd so charakterisiert, dass Menschen in die Lage versetzt sein werden, »morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden.« (MEW 3, 37)

Zur sozialen Kooperation sind die Menschen von Anfang an gleichsam verurteilt, sie müssen derartige Beziehungen eingehen, wollen sie überleben, weswegen sie ihnen geradezu natürlich erscheinen. Produktionsverhältnisse sind jene Formen sich schrittweise herausbildender Arbeitsteilung, die als solche auch nicht geplant wird, sondern sich gleichsam evolutionär herausbildet, also Schritt für Schritt, ohne einem großen Plan zu folgen. Zwischen jenen, die in diese Beziehungen verstrickt sind, etablieren sich aber Machtgefälle, weil die wenigen oben die vielen unten leichter unter ihr Kuratel zwingen können; in der kapitalistischen Produktionsweise deswegen, weil diejenigen, die nichts sonst besitzen als ihre Arbeitskraft, zur Lohnarbeit gezwungen sind. Produktionsverhältnisse sind immer auch Machtbeziehungen.

Unter Produktivkräften versteht Marx ein Arrangement von Faktoren, die Produktion erst möglich machen und neben den *Produktionsmitteln* auch die *Arbeitskraft* umfasst. Jede historische Produktionsweise ist durch eine spezifische Form der Eigentumsverhältnisse insbesondere an den Produktionsmitteln gekennzeichnet. Weil in der kapitalistischen Produktionsweise der Kapitalist die Produktionsmittel besitzt, kann er die zur Lohnarbeit Genötigten zwingen, an ihnen ihre Arbeitskraft zu verausgaben. Die Produkte dieser Arbeit kann sich der Eigentümer der Produktionsmittel wegen der Machtasymmetrie zwischen ihm und den Produzenten aneignen und zum eigenen Vorteil verkaufen. In der Sklavenhaltergesellschaft besaß die herrschende Klasse Menschen, die in ihrem Auftrag all das produzierten, was die Mitglieder des Haushaltes benötigten. Der Austausch mit anderen Haushalten war nur rudimentär entwickelt. Die feudale Produktionsweise zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass das wegen der gewachsenen Produktivkräfte schon größere gesellschaftliche Mehrprodukt von jenen angeeignet wird, die als Krieger oder Geistliche an deren Herstellung nicht beteiligt sind. Getauscht werden in feudalen Ökonomien vor allem die Produkte der Handwerker, während die bäuerliche Bevölkerung nur wenige Produkte auf

die städtischen Märkte liefert, z.B. Getreide an die Bäcker, Wein an die Gastwirte. In heutiger Terminologie würde man diese Produktionsweisen als stationär bezeichnen, weil sie keine Zunahme der Bevölkerung aufweisen, im Wesentlichen der Subsistenzwirtschaft dienen, keine Produktivitätszuwächse und daher auch kein Wirtschaftswachstum kennen.

Aufgrund technischer Innovationen, der Ausdifferenzierung verschiedener Berufe und dem Zufluss von Gold und Silber aus den überseeischen Eroberungen der Kolonialmächte entsteht die Dynamik, die zum Kapitalismus führt. Neue Produktionsstätten wie Fabriken, neue Kraftquellen wie die Dampfmaschine und Reichtümer, die nach Veranlagung rufen, stehen am Beginn. Die Klasse der Arbeiter, die über nichts als ihre Arbeitskraft verfügen, steht in Abhängigkeit von jenen, die für die Zurverfügungstellung von Arbeitskraft einen Lohn bezahlen, der ausreicht, um sich und die Seinen am Leben zu erhalten. Die Kapitalisten sind die erste soziale Klasse, die systematisch auf Wachstum programmiert ist und daher, ohne es zu wollen, eine enorme Zunahme an Lohnabhängigen verursacht. Das werde, so war Marx überzeugt, sie letztlich zu Fall bringen, weil sich die ausgebeuteten Massen erheben werden.

Für Marx ist der einzige Ort, an dem in der kapitalistischen Produktionsweise neuer Wert entstehen kann, die vom Arbeiter geleistete Arbeit (→ Klassenkampf). Da nun aber im Zuge der Technisierung der Produktion lebendige Arbeit kontinuierlich durch Maschinen (nach Marx: totes Kapital) ersetzt wird, trocknet gleichsam die Quelle des Mehrwerts aus: der Anteil lebendiger Arbeit am Gesamtproduktionsvorgang wird immer kleiner und daher schrumpfen langfristig auch die Profite. Das nennt Marx den tendenziellen Fall der Profitrate, der die Kapitalisten schließlich zur Aufgabe ihrer Ausbeuterrolle nötigt und die Sozialisierung (Vergesellschaftung) der Produktionsmittel ermöglicht.

Auf den arbeitswerttheoretischen Teil der materialistischen Geschichtsauffassung kann man möglicherweise verzichten; dann würde man die Produktionsverhältnisse nur als Machtverhältnisse deuten, die es den Machtüberlegenen (den Kapitalisten) erlaubt, die machtunterlegenen Nichtbesitzer zu nötigen, an ihren Maschinen zu arbeiten, und über das exklusive Recht zu verfügen, die Produkte zum eigenen Vorteil zu verkaufen. Der tendenzielle Fall der Profitrate nach Marx scheint jedenfalls in Bereichen der avancierten Technologien empirisch nicht zu beobachten zu sein: Autonome Finanzmarkttransaktionen von vernetzten Computerprogrammen, die künstliche Intelligenz nutzen, enthalten tatsächlich nur noch homöopathische Dosen menschlicher Arbeit und werfen dennoch astronomische Profite ab.

Basis und Überbau

Die materialistische Geschichtsauffassung besteht neben der ökonomischen Theorie aus dem Basis-Überbau-Modell. Ihm zufolge erhebt sich auf den materiellen (Produktions-) Verhältnissen ein vielgestaltiger Überbau. Zum Überbau gehören alle gesellschaftlichen und staatlichen Normen, die anderen Deutungssysteme und die gesamte restliche Welt des Ideellen. Die Basis bestimmt, wie sich der Überbau gestaltet und entwickelt. Dort wo sich Marx und Engels explizit äußern, behaupten sie, dass die materielle Grundlage kausal verantwortlich ist für die Ausgestaltung aller Inhalte des Überbaus, welcher sich somit immer in Abhängigkeit von ersterem entwickelt, weiterentwickelt oder stagniert.

Im *Kommunistischen Manifest* behaupteten Marx und Engels: »Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse« (MEW 4, 480).

Zitat 5: Karl Marx

Das allgemeine Resultat, das sich mir ergab und, einmal gewonnen, meinen Studien zum Leitfaden diente, kann kurz so formuliert werden: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. Sowenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebenso wenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften

und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinn von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoß der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab.

Karl Marx, *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*, Vorwort, 1859 (MEW 13, 7)

Allein schon aus wohlverstandennem Eigeninteresse eines politischen Agitators, der Marx ja zeitlebens auch war, kann der strikte Determinismus von Basis und Überbau nicht wörtlich genommen werden. Bei Engels findet sich spät dann eine Formulierung (»Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das *in letzter Instanz* bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens« [MEW 37, 463]), auf die prototypisch zutrifft, was seit Karl Popper und Hans Albert Immunsierungsstrategie genannt wird.¹ Da wir nie sagen können, wann die letzte Instanz erreicht wird und wodurch sie als solche erkannt werden kann, handelt es sich bei Engels' Formulierung nur darum, die starke These von Basis und Überbau gegen Kritik zu retten.

Wir können uns aber auch eine schwächere Deutung zu eigen machen und diese an einem Beispiel erläutern. Der Reformator Jean Calvin (1509–1564), ein gelehrter Jurist, fand wie viele andere französische Protestanten Zuflucht in der verarmten Stadt Genf. Martin Luther (1483–1546) lebte unter dem Schutz seines Landesherrn Friedrich von Sachsen auf der Wartburg in einer Art Hausarrest. Während Luther wie die Katholiken, unter Berufung auf Aristoteles' *Politik* (»so bedeutet der Zins Geld vom Geld. Demnach ist diese Art des Kapitalerwerbs die, die am meisten der Natur zuwiderläuft«, Buch I, 10), in der Bibel ein Zinsverbot meinte finden zu müssen, las Calvin in »seiner« Bibel kein Zinsverbot hinein. Ein

¹ Darunter verstehen die beiden die Abwehr von fundamentaler Kritik an einer Theorie durch Einführung zusätzlicher Annahmen und Hilfskonstruktionen.

»Materialist« könnte die Differenz zwischen den beiden Reformatoren darauf zurückführen – in letzter Instanz erklären –, dass die Calvin aufnehmende Genfer Republik wirtschaftlich ums Überleben kämpfte, während der deutsche Reformator eine seiner weltabgewandten Lebenslage angepasste Zwei-Reiche-Lehre propagierte, in der Glaubensfragen weitgehend von weltlichen Dingen getrennt blieben.

Eine solche schwächere Deutung der materialistischen Geschichtsauffassung würde also bei der Annahme ihren Ausgang nehmen, dass im Normalfall Ideen in angebbarer Weise mit den Bedingungen, unter denen sie formuliert wurden, zusammenhängen und man von der Hypothese ausgehen sollte, dass die Idee den konkreten Lebensbedingungen folgt und nur selten voranschreitet. Damit unterschiede sich die materialistische Geschichtsauffassung aber nicht mehr sehr von der Soziologie selbst, geht diese doch in den Worten eines ihrer wortmächtigen Vertreter von der Annahme aus: »Soziologie soll das Leben, das wir führen, unter der Annahme analysieren, es werde von Faktoren bestimmt, die in der Vergesellschaftung des Menschen ihren Ursprung haben« (Lepsius 1998, 209).

Rezeption

Marx' Geschichts- und damit auch Gesellschaftstheorie war eine der folgenreichsten Sozialtheorien der Moderne. Am Höhepunkt seines Erfolgs befolgte nahezu die Hälfte der Menschheit mehr oder weniger ausdrücklich seine Theorie, zumindest dachten das die Ideologen der dort herrschenden kommunistischen Parteien; auch sozialdemokratische Parteien und Gewerkschaften sahen sich in der Tradition Marxens, ja zeitweilig reichte seine gesellschaftstheoretische Gefolgschaft bis in Kreise christlicher Sozialreformer. Wie selektiv oder wie verdreht auch immer diese Rezeption gewesen sein mag, änderte das wenig daran, dass Marx eine dominante Position einnahm, die er gelegentlich mit seinen Schülern teilen musste: Marx-Engels-Lenin-Stalin-Mao oder wie immer sonst die Generationenfolge konstruiert wird. Insbesondere in der zur verpflichtenden Weltsicht gemachten Variante des Histomat und Diamat (abgekürzt für: historischer Materialismus und dialektischer Materialismus) in den kommunistisch regierten Ländern verkam das Gedankengebäude Marx' zu einer bloßen Ideologie.

Seine starke These über die Abhängigkeit des ideellen Überbaus von der materiellen Basis war im 19. Jahrhundert eine Novität und stieß daher ebenso stark auf Zustimmung wie Widerspruch. In den historisch empirischen Abhandlungen von Marx, Engels und vieler ihrer Nachfolger und Interpreten findet man häufig weniger dogmatische Argumentationen als in dem hier herangezogenen program-

matischen Text. Sehen wir von Feinheiten ab, so machten Marx und Engels allerdings deswegen Furore, weil sie eine starke These formulieren und nicht, weil sie diese hier und da dann doch abschwächten. Kann eine starke Deutung des Basis-Überbau-Modells aufrechterhalten werden?

Zuerst sollte man davon Abstand nehmen, die Basis mit Materie und den Überbau mit Ideellem gleichzusetzen. Im Begriff der Produktivkräfte sind nämlich durchaus ideelle Faktoren enthalten. Wenn, sagen wir, die Entdeckung der Gesetze der Elektrizität oder die Entschlüsselung der DNA künftige Produktionsprozesse direkt zu beeinflussen vermögen, sollten diese der Sache nach ideellen Gegebenheiten dennoch nicht in den Überbau verbannt werden. Die materielle Basis wäre also besser als ökonomische zu bezeichnen und der ideelle Überbau als ideologischer.

Natürlich fand Marx neben treuen Anhängern, die seine Lehre weniger dogmatisch auslegten, wie beispielsweise die sogenannten Austromarxisten (Adler 1930), auch Interpreten, die von einigen seiner Ideen ausgehend eigene Theoriegebäude errichteten. Beispielsweise setzte sich Jürgen Habermas in mehreren Anläufen mit Marx auseinander, ehe er seine Theorie des kommunikativen Handelns schrieb. In *Rekonstruktion des historischen Materialismus* unternahm er es, eine Theorie sozialer Evolution auf einer parallel geführten Lektüre der Piaget-Kohlberg-schen Entwicklungspsychologie und neueren Beiträgen zur Theorie langfristigen sozialen Wandels zu formulieren (Habermas 1976).

In Kreisen der Universitätsgelehrten und in der Geschichte der Sozialwissenschaften fanden Marx und Engels lange Zeit eine sehr kritische Aufnahme; mittlerweile zählt zumindest einer der beiden, nämlich Marx, zu den Säulenheiligen, um die man sich versammelt, ohne sie zu lesen. Trotz vieler und etlicher zutreffender Kritiken an Marx und mehr noch an seinen zum Dogmatismus neigenden Nachfolgern wird man sagen können, dass die Grundintuition der Marxschen Geschichtstheorie gleichsam zum Common Sense der modernen Sozialwissenschaften wurde. Wir können fast nicht anders als in kausalen Abhängigkeiten denken und neigen sehr dazu, die materielle Basis oder die Gesellschaft als »Ursache« für dieses und jenes auszugeben.

Zeittafel

384–322 v. Chr.	Aristoteles
1483–1546	Martin Luther
1509–1564	Johannes Calvin
1709–1751	Julien Offray de La Mettrie
1723–1790	Adam Smith
1770–1831	Georg Wilhelm Friedrich Hegel

1772–1823	David Ricardo
1789–1799	Französische Revolution
1804–1872	Ludwig Feuerbach
1806–1815	»Napoleonische Kriege«
1818–1883	Karl Marx
	1859 <i>Zur Kritik der politischen Ökonomie</i>
	1867 <i>Das Kapital</i>
1820–1895	Friedrich Engels

Literatur

- Adler, Max. 1930. *Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung (Soziologie des Marxismus)*. Band 1. Berlin: Laub.
- Aristoteles. 1989. *Politik. Schriften zur Staatstheorie*. Übersetzt und herausgegeben von Franz F. Schwarz. Stuttgart: Reclam.
- Engels, Friedrich. 1973a. »Brief an Joseph Bloch vom 21. September 1890.« In *Werke. Band 37*. Berlin: Dietz. (MEW 37).
- . [1884]. Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In *Werke. Band 21*. Berlin: Dietz (MEW 21).
- Habermas, Jürgen. 1976. *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- . 1990 [1962]. *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lepsius, M. 1998. Vorstellungen von Soziologie. In *Soziologie als Beruf: Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*. Hg. Karl M. Bolte und Friedhelm Neidhardt. Baden-Baden: Nomos, S. 209–31.
- Marx, Karl. [1859] Zur Kritik der politischen Ökonomie. *Werke, Band 13*. Berlin: Dietz 1973 (MEW 13).
- . [1867] Das Kapital 1: Der Produktionsprozeß des Kapitals. *Werke, Band 23*. Berlin: Dietz 1973 (MEW 23).
- . [1875] Kritik des Gothaer Programms. *Werke, Band 19*. Berlin: Dietz 1973 (MEW 19).
- . und Friedrich Engels. [1845]. Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik: Gegen Bruno Bauer & Consorten.« In *Werke, Band 2*. Berlin: Dietz 1973 (MEW 2).
- . [1845]. Die deutsche Ideologie: Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. *Werke, Band 3*. Berlin: Dietz 1973 (MEW 3).
- . [1848] Das Manifest der Kommunistischen Partei, in: *Werke, Band 4*, S. 459–493. Berlin: Dietz 1973 (MEW 4).
- Stedman Jones, Gareth. 2017. *Karl Marx. Die Biographie*. Frankfurt am Main: Fischer.

Soziale Evolution

Carl Neumayr

Für die eilige Leserin

Herbert Spencers (1820–1903) Evolutionstheorie besagt, dass Leben und Gesellschaft einer kontinuierlichen Entwicklung unterworfen seien, die dem grundlegenden Muster der Ausdifferenzierung folge. Die ständige Weiterentwicklung komme zustande, weil sich biologische und soziale Einheiten an die jeweilige Außenwelt anpassen müssen. Anpassungsdruck und Ausdifferenzierung führen zu einem Wandel von einer *homogenen Inkohärenz* hin zu einer *heterogenen Kohärenz*. Ausdifferenzierung zieht immer komplexere funktionale Abhängigkeiten (Kohärenz) nach sich – dadurch würden sich aber die einzelnen Elemente des jeweiligen Systems immer unähnlicher (heterogener).

Spencers Evolutionstheorie nahm auf einige Richtungen der soziologischen Theorie nachhaltigen Einfluss, insbesondere auf den Funktionalismus (→ Dysfunktion) und die Systemtheorie (→ Theorie sozialer Systeme). Zu Lebzeiten war Spencer ein hoch geschätzter Autor, doch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde er zunehmend heftiger kritisiert, um schließlich in den Augen damaliger Soziologen zu einem zu Recht vergessenen Denker einer längst vergangenen Zeit zu werden. Sein Zeitgenosse Charles Darwin (1809–1882) hatte mehr Glück in der Nachwelt: er wird in den Geschichtsbüchern als Begründer der modernen Evolutionstheorie erinnert, während Spencers Beitrag in die Vergessenheit verbannt wurde.

Vorgeschichte

Schon Auguste Comte (1798–1857) verwendete den Begriff Evolution in seinem Drei-Stadien-Gesetz, demzufolge die Gesellschaft, einem heranwachsenden Menschen darin nicht unähnlich, aufeinander aufbauende Etappen der Entwicklung durchlaufe: vom theologischen über das metaphysische hin zum positiven Stadium, also von der kognitiven Herrschaft von Göttern über jene des spekula-

tiven Denkens hin zur auf systematischer Erfahrung aufbauenden wissenschaftlichen Weltsicht (→ Das Versprechen der Soziologie). Herbert Spencer (1820–1903) zählte zu den frühen Bewunderern Comtes; während die Ähnlichkeiten ihrer Werke eher oberflächlich sind, eint die beiden eine breite Allgemeinbildung und die Überzeugung, in der Lage zu sein, nahezu zu allen Wissensgebieten etwas Originelles beitragen zu können. Bereits in seinem Erstlingswerk *Social Statistics* (1851) beschrieb Spencer die grundlegenden Ideen, die später zu seiner Evolutionstheorie ausgearbeitet werden sollten. Eine prononcierte Darstellung und die Verwendung des Ausdruckes »Evolutionstheorie (theory of evolution)« findet sich dann in Spencers *First Principles* (1862).

Social Statistics war zwar ein finanzieller Misserfolg, sorgte aber dafür, dass sein Autor in Wissenschaftskreisen zu erster Bekanntheit gelangte. Daneben verschaffte es ihm auch prominente Unterstützer, wie den Philosophen und Ökonomen John Stuart Mill (1806–1873), der auch Auguste Comte förderte.

Im heutigen Verständnis steht »Evolution« für eine langsame, stetige Entwicklung, während »Revolution« für unmittelbare und radikale Veränderung steht. Das Wort Evolution hat eine lange Geschichte sich wandelnder Bedeutungen hinter sich, seine eigene Evolution, wenn man so will. Aus dem Lateinischen kommend reichte die Verwendung des Begriffes vom ursprünglichen Entrollen einer Schriftrolle in der Antike, über Formationsänderungen und Manöver während einer Schlacht, bis zu der im 17. Jahrhundert etablierten Bedeutung als Eröffnung, Enthüllung oder Aufdeckung. Die ursprünglichen Bedeutungen bezeichneten also eher eine einmalige, plötzliche Bewegung. Im Gegensatz dazu beschrieb das lateinische »revolutio« eine Rückentwicklung, oder Umkehrung. Das Wort Revolution wurde im wissenschaftlichen Kontext vor allem in der Astronomie verwendet, um den Umlauf der Planeten in ihren Bahnen zu beschreiben, bevor es politische Umstürze bezeichnete (siehe Oxford English Dictionary: OED.com).

Im Laufe der Zeit wurde Spencer immer klarer, dass seine Theorie zur Entwicklung bzw. Evolution universale Gültigkeit besitzen könnte und gleichermaßen auf die physikalische, biologische und auch auf die soziale Welt anwendbar wäre. Die Anwendbarkeit seiner Basisidee auf die verschiedenen Gebiete demonstrierte er in seinem großen Gesamtwerk. Zwischen 1860 und 1896 entstand so in mehreren Bänden *A system of synthetic philosophy*. Den *First Principles* (1862) folgen die *Principles of Biology* (Bd. 1, 1864; Bd. 2, 1867) und die neu aufgelegten *Principles of Psychology* (Bd. 1, 1870; Bd. 2, 1872). In weiterer Folge entstanden als Teil des Gesamtwerkes mehrere Bände der *Principles of Sociology* (1877, 1879, 1882, 1885, 1896), das der umfangreichste Teil des Gesamtwerks war. Die vor Fertigstellung der Soziologie eingeschobenen *Principles of Ethics* (1879, 1891, 1892, 1893) stellen nach Spencer eine systematische Zusammenfassung dar.

Insgesamt veröffentlichte Spencer im Laufe seiner über 50 Jahre langen Karriere als Autor ein Werk von enormem Umfang. Das bezieht sich nicht nur auf die Menge, sondern auch auf die Breite seiner inhaltlichen Interessen. Sie reichten von Soziologie und Philosophie über die Entwicklungs- und Erziehungswissenschaften bis hin zu Biologie und Physik.

Theorie der sozialen Evolution

Spencer wollte ein umfassendes Modell der Entwicklung schaffen, das sich nicht nur auf die Gesellschaft, sondern auf die gesamte biologische und physikalische Welt bezog. Das Grundprinzip nannte er Evolution. Dabei unterschied er drei Formen: organic, super-organic und inorganic evolution. Letztere umfasst alle physischen und chemischen Vorgänge und beschreibt somit alle Entwicklungen, bevor es Leben auf der Erde gab. Organische Evolution ist jener Teil, der für gewöhnlich mit dem Ausdruck Evolution in Verbindung gebracht wird, nämlich die Entwicklung von Organismen. Diese biologische Evolution ist es auch, die Darwin zu entschlüsseln bemüht war. Die dritte Form, die Super- oder überorganische Evolution, ist jene, der aus soziologischer Sicht die größte Bedeutung zukommt. Es handelt sich dabei um die Evolution von Gesellschaften und Kulturen, von einfachen, kleinen Gruppen hin zu großen, komplexen. Spencers Theorie beruht auf dem Grundsatz, dass sich sämtliche Entwicklungsschritte und Aspekte von Evolution in allen drei der erwähnten Bereiche wiederfinden; die organische und superorganische Evolution sind jene Teile, die er am ausführlichsten behandelt. In *Principles of Sociology* verwendet Spencer biologische Begriffe, um die Entwicklung von Gesellschaften zu erklären, die er als soziale Evolution bezeichnet. Er betrachtet Gesellschaft dabei nicht direkt als Organismus. Vielmehr verwendet er Beispiele aus der Biologie als Analogien zur Veranschaulichung → sozialer Mechanismen.

Zitat 6: Herbert Spencer

Es findet eine Vergrößerung durch einfache Vermehrung der Einheiten statt, welche den Umfang der Gruppe erweitert; es erfolgt aber auch eine Vergrößerung durch Vereinigung einzelner Gruppen und durch abermalige Verschmelzung von mehreren solchen Gruppen.

Herbert Spencer, *System der Synthetische Philosophie*, 1887, § 226, S. 24.

Spencer sieht Wachstum als zentralen Ausgangspunkt für Evolution. Ein Anwachsen geht für ihn dabei zwangsläufig mit einer Weiterentwicklung einher, und Evolution geschieht immer als Prozess vom Einfachen hin zum Komplexen oder vom Einfachen zum Speziellen. Dementsprechend definiert er Evolution als »a change from an indefinite, incoherent homogeneity, to a definite, coherent heterogeneity; through continuous differentiations and integrations« (Spencer 1862, § 57, 216). Dieser Prozess, so Spencer, vollziehe sich auf zwei Ebenen, der strukturellen und der funktionalen.

Auf der strukturellen Ebene gehe ein Anwachsen an »Masse« immer mit einer Zunahme an Struktur oder besser gesagt struktureller Komplexität einher. Wachstum kann prinzipiell in verschiedenen Formen erfolgen und unterscheidet sich je nach Art der Evolution. Lebewesen wachsen zum Beispiel von Einzellern zu komplexen Organismen, und Gesellschaften wachsen von kleinen Gruppen zu großen Gebilden wie Nationalstaaten. Hier unterscheidet Spencer zwischen zwei Formen des Wachstums: Wachstum durch Vermehrung und Wachstum durch Eingliederung. Während in der ersten Form die Gruppe durch Fortpflanzung größer, in ihrer Struktur aber gleich bleibe, gehe es bei der zweiten Form um die Bildung größerer Einheiten durch Verbindung kleinerer Einheiten miteinander. Beide Arten des Wachstums treten laut Spencer gemeinsam auf. Allerdings sei bei gleichbleibenden strukturellen Gegebenheiten eine bloße Zunahme der Mitglieder einer Gruppe kein nachhaltiges Wachstum, denn immer, wenn Gruppen anwachsen, gibt es auch Tendenzen, die sie auseinanderreiben. Für ihn funktionieren ursprüngliche Gesellschaftsformen nur bis zu einer gewissen Größe; werde diese überschritten, so nehme die Produktionseffizienz ab. Das bedeutet, dass die Gesellschaft nicht mehr in der Lage ist, ausreichend Nahrungsmittel für sich zu produzieren. Dadurch kann es zu einer Teilung der Gruppe kommen, etwa um andere Jagdgründe zu erschließen. Derartige Gruppenteilungen könnten nur vermieden werden, wenn sich die Gesellschaft strukturell wandle. Dieser Wandel kann sich direkt auf die Produktion und deren Effizienz beziehen, wie bei der Weiterentwicklung von Agrarsystemen. Es kann auch die Ausdehnung der Lebensbereiche von Gesellschaften betreffen. So sieht er, analog zu Lebewesen, eine zunehmende Kompaktheit sozialer Gebilde, bei zunehmender Anzahl an Mitgliedern. Jäger- und Sammler-Kulturen breiten sich im Verhältnis zu ihrer Größe weiträumiger aus als beispielsweise die Bewohner griechischer Stadtstaaten. Es sind aber auch Führungsstrukturen, die sich weiterentwickeln und anpassen müssen. Gruppen, die von Häuptlingen oder generell Einzelpersonen beherrscht und geführt werden, laufen Gefahr, mit deren Verlust auseinanderzubrechen. Von Häuptlingen bis hin zu moderner Demokratie hängt für Spencer der Organisationsgrad von Gesellschaften direkt von deren Größe ab: »größere Aggregate [haben] auch eine höhere Organisation auf[z]uweisen« (Spencer 1887, § 228, 30).

Auf der funktionalen Ebene geht es für Spencer vor allem um die interne Abhängigkeit der Gruppe. Wenn Gruppen zu groß werden, ohne dass es einen integrativen Faktor gibt, der sie zusammenhält, dann können sie auch wieder zerbrechen und sich in kleinere Teilgesellschaften aufteilen. Als integrativen Faktor für kleinere Gruppen identifiziert Spencer persönliche und familiäre Beziehungen. Diese können zu einer vorübergehend stabilen Gesellschaft führen, in der sich Mitglieder aufeinander verlassen können. Doch mit dem in Spencers Augen unvermeidbaren Wachstum kommt es zwangsläufig zu einer funktionellen Ausdifferenzierung: »Veränderungen des inneren Baues können nicht erfolgen ohne Veränderungen der Functionen« (Spencer 1887, § 234, 47). Die Notwendigkeit für Integration, also das, was Gesellschaften zusammenhält, wächst mit deren Komplexität. Je komplexer die Gesellschaft, desto abhängiger wird sie von spezialisierten Leistungen und von der Arbeitsteilung. Dies trifft auch auf Organismen und Lebewesen zu, denn wie bei Lebewesen seien entwickeltere Gesellschaften auf das Zusammenspiel einzelner Organe mit jeweils spezifischen Aufgaben angewiesen. Zur Veranschaulichung vergleicht Spencer in diesem Zusammenhang primitive Lebewesen, die sich durch Zellteilung vermehren, da jede der Zellen die gleiche Funktion ausführt, mit ursprünglichen Gesellschaften. Entwickelte Lebewesen, wie etwa Säugetiere, können dagegen auf Grund ihrer komplexen Struktur nicht einfach geteilt werden. So sei es auch mit komplexen Gesellschaften, deren funktionale Abhängigkeit so stark sei, dass ihre Einzelteile nicht alleine bestehen können. Der integrative Faktor komplexer Gesellschaften ist also Arbeitsteilung (→ mechanische vs. organische Solidarität, Gemeinschaft vs. Gesellschaft). Die Organe einer Gesellschaft wiederum unterliegen ebenfalls der Evolution. Am Beispiel von Berufsgruppen veranschaulicht Spencer diese Idee. Je weiter ausdifferenziert die gesellschaftlichen Funktionen sind, desto größer ist die Abhängigkeit. Es dürfte einem Arzt, sofern er nicht eine private Vorliebe in diese Richtung aufweist, schwer möglich sein, einen Stuhl zu fertigen, wie es ein Tischler vermag. Dieses gilt natürlich auch für den Tischler und dessen Fähigkeiten, am offenen Herzen zu operieren.

Spencer unterteilt die Entwicklung sozialer Organe in ein primäres, sekundäres und tertiäres Stadium. Im primären Stadium steht der/die Arbeiter/in alleine. Später vergrößert sich der Betrieb um Familienmitglieder und in weiterer Folge um weitschichtige Verwandte und schließlich Lehrlinge, die zu so etwas wie Adoptivkindern werden. Darauf folgt das sekundäre Stadium, in welchem Gilden entstehen. Durch das stetige Anwachsen des Familienbetriebes kommt es über Generationen zu einer Trennung in mehrere gleichartige Unternehmen von Verwandten, die sich in lokaler Nähe ansiedeln. Die so segregierten Wirtschaftszweige bilden Gilden und prägen als lokale Cluster das Stadtbild, was sich dann in Straßennamen wie Baker Street, Salter Street oder Färbergasse niederschlägt.

Das tertiäre Stadium schließlich beginnt mit den modernen Fabriken, in denen im Normalfall keinerlei verwandtschaftliche Bindungen mehr vorliegen.

Die Entwicklung vom »household-type« zum »factory-type« ist eine stetige und langsame, keinesfalls plötzliche. Allerdings, und das ist ein weiterer wichtiger Punkt für Spencer, können bei höher entwickelten Gesellschaften bereits durchlaufene Stufen der Entwicklung übersprungen werden. Ein neuer Industriezweig, etwa die Herstellung von Fernsehern, beginnt nicht in der ersten Stufe der Heimarbeit, sondern macht sich gleich die gut etablierte maschinelle Fertigung in Fabriken zu nutze. Ebenso verhält es sich mit kulturellen Errungenschaften wie der Sprache. Sie wird von Kindern direkt erlernt und übernommen, ohne auch nur annähernd eine so lange Entwicklungszeit durchzumachen wie die Sprache selbst. Dabei kann sich auch die Reihenfolge evolutionärer Prozesse ändern, sodass mancherorts die befestigte Straße und die Poststation zuerst da sind und erst danach die Stadt herum entsteht.

Zitat 7: Herbert Spencer

Als analoge Veränderung der natürlichen Reihenfolge in der sozialen Entwicklung können wir jene Fälle betrachten, wo neu entstehende Gesellschaften die fest ausgeprägten Sitten und Gewohnheiten älterer übernehmen. So ist es z.B. in den Vereinigten Staaten, wo eine Stadt im fernen Westen bereits abgesteckte Strassen und Plätze und ihr Gasthaus, ihre Kirche und ihr Postgebäude fertig gebaut aufweist, während nur erst wenige Häuser dastehen, und wo die Schienenwege durch die Wildniss hin sich erstrecken als Vorläufer der Ansiedelungen. Oder nehmen wir Australien, wo wenige Jahre, nachdem die Hütten der Goldsucher sich um neue Minen herum zu sammeln begonnen haben, schon eine Druckerei und eine Tageszeitung auf dem Platze sind, obgleich im Mutterlande Jahrhunderte vergingen, bevor eine Stadt von gleicher Grösse ähnliche Einrichtungen entwickelt hatte.

Herbert Spencer, *System der Synthetische Philosophie*, 1887, § 233, S. 46.

Spencer sieht die Menschheit in ihrer Entwicklung zwei Stadien durchlaufen: militante und industrielle Gesellschaften. Militante Gesellschaften sind protektionistisch, da ihr Überleben stark vom Verhältnis zu anderen Ländern abhängt. Dabei verlassen sich solche Gesellschaften auf eine Armee, die im Großen und Ganzen die gesamte Bevölkerung umfasst und der Kampf ums Überleben sämtliche Strukturen beeinflusst. Die Produktion von Gütern konzentriert sich in der eigenen Gesellschaft und beruht nicht auf Handel. Militante Gesellschaften, so Spencer, entwickeln sich weiter zu industriellen Gesellschaften, die sich vor allem durch ein Fehlen von Konflikten, oder anders ausgedrückt durch Kooperation auszeichnen. Dies gilt sowohl intern als auch extern, wobei es zu einer freiwilligen

Teilnahme an spezialisierter Produktion, Arbeitsteilung, Handel und Diplomatie kommt.

Spencers Evolutionsprinzip ist nicht nur auf verschiedene organische und nicht organische Ebenen anwendbar, sondern zeigt auch im sozialen Bereich verschiedene Auswirkungen. So erkennt Robert G. Perrin vier verschiedene Aspekte der sozialen Evolution (Perrin 1976). Diese betreffen Gesellschaftsordnung, funktionale Differenzierung, Arbeitsteilung und Entwicklung von Gesellschaftstypen. Alle unterliegen allerdings dem Prinzip des »survival of the fittest«. Obschon Spencer den Grundgedanken schon früher geäußert hatte, verwendete er den Ausdruck in dieser Form erstmals in den 1864 erschienenen *Prinzipien der Biologie*. Wie für kaum eine andere seiner zahlreichen Formulierungen wurde Spencer für diese berühmt und berüchtigt. Es ist allerdings eine Fehleinschätzung zu behaupten, Spencer habe das Überleben der Stärkeren gemeint. Tatsächlich sind die am besten Angepassten gemeint. Die Fähigkeit von Organismen und Gesellschaften gleichermaßen, sich inneren und äußeren Gegebenheiten zu adaptieren, bestimme laut Spencer über deren evolutionären Erfolg und Misserfolg.

Einfluss und Bedeutung

Spencers Werk inspirierte spätere funktionalistische, systemtheoretische und evolutionstheoretische Soziologien, noch markanter war aber sein Einfluss auf die Welt jenseits der Soziologie. Obschon das Wort Evolution natürlich keine Erfindung Spencers war, so ist es doch seine Definition, die unser heutiges Verständnis von Evolution entscheidend mitprägte. Charles Darwins (1809–1882) biologische Vererbungslehre war einem breiteren Publikum wohl weniger zugänglich als Spencers meist sehr anschauliche Beschreibungen. Einiges von dem, was Darwin zugeschrieben wird, stammt eigentlich von Spencer. Dabei musste Darwin sich dem beugen, was Spencer populär gemacht hatte, und den Ausdruck Evolutionstheorie übernehmen. Er hatte zunächst versucht, das Wort zu vermeiden, vor allem wegen möglicher Assoziation mit der Idee einer vorherbestimmten Schöpfung. Das Wort Evolution kommt dementsprechend in der Erstausgabe von *On the Origin of Species* (Darwin 1859) kein einziges Mal vor. Lediglich »evolved« kann einmal dort gefunden werden, als letztes Wort und in einem generellen Sinn verwendet, als »entstanden« und nicht in direktem Zusammenhang mit einer Theorie der Entwicklung. Das gleiche gilt für »survival of the fittest«. Diesen Ausdruck hatte Darwin vehement abgelehnt und erst nach starkem Drängen seiner Mitstreiter in sein Werk aufgenommen. Bis dahin hatte er ausschließlich »natural selection« verwendet. Beide Begriffe werden später Darwin zugeschrieben. Dabei stand Darwin selbst Spencer durchaus positiv gegenüber. So nannte er Spencer

als einen Vorreiter der Evolutionstheorie, auf den er sich offen bezog und über den er in einem Brief schrieb, Spencer werde als bei Weitem größter lebender Philosoph Englands betrachtet werden, »möglicherweise gleichgestellt mit jedem den es gegeben hat« (Charles Darwin an E. Ray Lankester, 15 March 1870).

Émile Durkheim (1858–1917), der mit seiner Gegenüberstellung von → mechanischer vs. organischer Solidarität Spencers Ideen übernimmt, ist einer der ersten, auf die Spencer einen nachhaltigen Einfluss nahm und die ihn dennoch nicht sehr wohlwollend betrachteten. Im 1893 erschienenen *Über die Teilung der sozialen Arbeit* (1977) ist Spencer der mit Abstand meist genannte Autor; dennoch überwiegt hier die Kritik am vermeintlichen Utilitarismus Spencers die Anerkennung von Durkheims intellektueller Schuld. Schon kurz nach seinem Tod begann Spencers Stern zu sinken, und mehr als drei Jahrzehnte später konnte Talcott Parsons (1902–1979) polemisch fragen »Wer liest heute noch Spencer?«, ohne dafür allzu heftige Sanktionen erwarten zu müssen. Dass er Spencer damit nicht gerade zur Popularität verhalf, muss eigentlich nicht betont werden, gibt aber doch eine vermutlich unbeabsichtigte Antwort auf die noch martialischere Frage, die Parsons ein Jahrzehnt später folgen ließ: »Spencer ist tot, aber wer tötete ihn und wie?« Auch wenn Parsons' Theoriesprache ganz offenkundig durch die Lektüre Spencers geprägt ist (vgl. Rueschemeyer 1985), hatte er ebenso deutlichen Einfluss auf das Versinken Spencers in der vermeintlichen Bedeutungslosigkeit.

Zeittafel

1798–1857	Auguste Comte
1806–1873	John Stuart Mill
1809–1882	Charles Darwin
	1859 <i>On the Origins of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle of Life</i>
	1871 <i>The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex</i>
	1872 <i>The Expression of the Emotions in Man and Animals</i>
1820–1903	Herbert Spencer
	1851 <i>Social Statistics: Or, the Conditions Essential to Human Happiness Specified, and the First of them Developed</i>
	1862–1896 <i>System of Synthetic Philosophy</i> , 10 Bände
1858–1917	Emile Durkheim
	1893 <i>De la division du travail social</i>
1902–1979	Talcott Parsons
	1937 <i>The Structure of Social Action</i>